
B 2848
.R4
Copy 1









Johann Gottlieb Fichte.

Eine

akademische Festrede,

zur

Fichtefeier der Universität Heidelberg

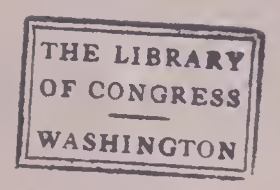
am 19. Mai

in der Aula gehalten

von

Dr. Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg,
öffentlichem ordentlichem Professor der Philosophie.

Heidelberg, 1862.
Buchdruckerei von G. Mohr.



Wenn die Zeiten der Schande und Unterdrückung nicht wiederkehren, so ist dies vor Allem das unvergängliche Verdienst solcher Männer. Sie hoch in Ehren zu halten ist nicht nur eine Pflicht nationaler Dankbarkeit, es thut auch Noth, daß wir an ihnen und ihrem Wirken uns erheben und stählen.

Ludwig Häusser.

Hochzuverehrende Versammlung!

An unsern deutschen Hochschulen, ja selbst im weitern Kreise unseres Volkes feiert man den heutigen Tag, an welchem vor hundert Jahren Johann Gottlieb Fichte geboren wurde. Warum findet diese allgemeine Feier statt, die sich durch alle Gauen des gemeinsamen großen Vaterlandes erstreckt von der einst durch Kant verherrlichten Albertus Universität und dem alten Herrschersitze Oesterreichs bis in das Herz der durch das reichste Füllhorn der Natur gesegneten Rheinländer? Dies ist die erste Frage, die sich uns beim heutigen Feste aufdrängt.

Fichte war ein scharfer, tiefer und vorurtheilsloser Denker. Liegt wohl hierin der Grund dieser allgemeinen Feier? Wie viele große Denker sind Schatten gleich aus dem Leben ihres Volkes dahin geschwunden und wir bewundern ihren Namen nur in dem Einzigen, was sie zurückließen, in ihren schriftstellerischen Werken; der todte Buchstabe ihrer Schrift ist geblieben und selten findet man die Erde noch, welche ihre Asche deckt; aber keine allgemeine Feier preist ihr Andenken. Wohl hat Fichte als Philosoph eine hohe Bedeutung, er ist den drei Koryphäen unserer deutschen philosophischen Literatur, Kant, Schelling und Hegel, als der vierte ebenbürtig, ja er wird von allen vorurtheilslos Denkenden immer gleichzeitig mit ihnen als ein Heros der Philosophie unserer Zeit genannt.

Aber auch diese hohe Stellung in der Wissenschaft allein ist nicht der Grund der allgemeinen Feier seines hundertjährigen Geburtstages. Viele bedeutende Philosophen sind im Strome der Zeit untergegangen, ohne daß man hundert Jahre nach ihrer Geburt ein allgemeines Fest der Erinnerung begangen hätte.

Johann Gottlieb Fichte war einer der ersten Bannerträger des edeln und bessern Geistes unserer neuen Zeit. Im Alterthum war der Geist in der Natur aufgegangen und hatte in ihr allein seine eigentliche und wahre Bedeutung erhalten, das Individuum verschwand mit seinem Rechte und seiner Freiheit im Rechte und der Freiheit des Ganzen, des Staates und Volkes. Im Mittelalter hatte sich der Geist feindlich von der Natur getrennt, die Einzelnheit verlor sich über der Macht der Kirche und später der staatlichen Einzelherrschaft. Die Neuzeit erkannte die Einheit der Natur und des Geistes in der freien

menschlichen Persönlichkeit und diese ist es allein, auf welche unser Philosoph seine ganze Wissenschaft zurückführt, in welcher er das einzige Erkenntniß- und Lebensprincip findet. Freiheit des Ichs, Selbstbestimmung der geistigen Kraft, Herrschaft der Vernunft sind die Grundbestandtheile seiner Anschauungen von Staat, Religion und Kirche, Wissenschaft, Kunst und Sitte.

Doch auch nicht diese Freiheit allein ist es, welche uns Fichte zu einer von allen Besserdenkenden verehrten und geliebten Persönlichkeit macht. Fichte war ein akademischer Lehrer und Erzieher im vollsten und schönsten Sinne des Wortes. In der akademischen Jugend erblickte er die Grundlage für eine bessere Entwickelung der Zukunft. Sie dem Ur- und Musterbilde der freien Wissenschaft im Erkennen, Fühlen, Begehren und Handeln, dem Ideale von Mannestugend und Manneskraft durch körperliche, geistige und sittliche Ausbildung näher zu bringen, erschien ihm als die höchste Aufgabe seines Lebens. So ist das Fest der Erinnerung an ihn vorzugsweise ein akademisches Fest.

Und doch finden wir noch ein Höheres, welches die Theilnahme für alle Zeiten an seinem Ehrentage wach ruft. Wir meinen seinen in Schrift, Wort und That bewährten Charakter, seine echt deutsche Gesinnungs- und Handlungsweise, seine Liebe zur Einheit und selbständigen, von Außen und Innen ungehemmten Entwickelung unseres deutschen Vaterlandes ohne Sonderinteressen und Sonderrücksichten der Regierungen und einzelnen Stämme oder Kasten, das deutsche Gemüth in der Religion, den deutschen Verstand in Sachen des Rechtes und Staates, die deutsche Vernunft in der Philosophie und allen von ihr ausgehenden Wissenschaften und im Leben den deutschen Freimuth, die deutsche Wahrheitsliebe, Treue und Aufopferungskraft.

Unser Fest gilt einem deutschen Manne, dem unerschrockenen Kämpfer für unser gutes deutsches Recht, den Eroberungen und Eroberungsgelüsten des Auslandes und dem Stammes-Secten- und Kastenhaß im eigenen Volkswesen gegenüber. Sein ganzes Leben war ein unaufhörlich fortgesetztes Streben nach vernünftiger freier Ueberzeugung, nach Hervorrufen ähnlicher Erkenntniß in Andern, nach Weckung und heiliger Bewahrung der Ehre, des Rechtes, der Freiheit, der einheitlichen und thatkräftigen Entwickelung und Wirksamkeit unseres Volkes auf der Grundlage des Gesetzes, nach Durchführung vernünftiger, auf das ursprüngliche Recht der menschlichen Persönlichkeit gegründeter Grundsätze in Staat und Kirche, ohne den Haß und die Verfolgung derer zu scheuen, welche, unberührt von den Schwingen des Geistes der Neuzeit, am Alten festhalten, ohne etwas gelernt und vergessen zu haben.

Wie das Nachtgevögel die Strahlen des Lichtes flieht, so scheuen die staatlichen und kirchlichen Absolutisten unserer Tage, die Feinde der Einheit und gesetzlichen Freiheit des deutschen Vaterlandes, die Erinnerung an Fichte's Geburt, an die Thaten seines unsterblichen Geistes.

Sein Ehrentag ist nicht allein ein akademisches, er ist ein deutsches Volksfest.

Rufen wir darum noch einmal an dem heutigen Festtage ein gedrängtes Bild seines Lebens und Wirkens in unserem Bewußtsein hervor.

Johann Gottlieb Fichte wurde am 19. Mai des Jahres 1762 zu Rammenau bei Bischofswerda in der schönsten Gegend der sächsischen Oberlausitz geboren. Sein Vater war ein gottesfürchtiger und unbemittelter Bandwirker. An dem Knaben waren schon in früher Jugend eine ungewöhnliche Geistesgabe, ein in sich gekehrtes, stilles Wesen und eine seltene Kraft der Selbstüberwindung bemerklich. Er machte bei dem Pfarrer des Ortes, Diendorf, ungewöhnliche Fortschritte und zeigte im Vortrage der von ihm skizzirten Predigten seines Lehrers Gewandtheit und Rednergabe. Als einst sein Vater das Lesen des romantischen Volksbüchleins vom gehörnten Sigfried als seine Arbeiten störend scharf rügte, warf er das liebgewonnene Buch, der Versuchung weiterer Störungen zu entgehen, in den am Dorfe vorüberfließenden Bach. Oft suchte er einsame Orte, wo er seinen Gedanken nachhing.

Der sächsische Freiherr von Miltiz, ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, übernahm mit Einwilligung der Eltern bei dem neunjährigen Knaben die Stelle eines Pflegevaters. Er sorgte für dessen wissenschaftliche und religiös-sittliche Ausbildung, zu welch letzterer im elterlichen Hause der schönste Grund gelegt worden war. Anfangs wurde Fichte nach Niederau zu einem Pfarrer, dann in die Stadtschule von Meißen und zuletzt in die Fürstenschule Pforta bei Naumburg zur gelehrten Vorbildung geschickt. Die Einrichtung war in der zuletzt genannten Schule klösterlich und ein fast militärischer Zwang hemmte die freie Bewegung des Geistes. Je zwei Zöglinge waren in einer Zelle eingeschlossen und nur selten kam man in das Freie. Der ältere Zögling der Zelle, Obergeselle genannt, führte die Aufsicht und mißhandelte nicht selten ungestraft den jüngern Genossen. Von neuern Dichtern waren nur Haller, nicht einmal Alles von Klopstock und Gellert erlaubt. Göthe, Schiller und Lessing waren Contrebande. Die eingeschmuggelten Streitschriften des letztern gegen den berüchtigten Hamburger-Pastor Göze wurden mit wahrer Begierde verschlungen. Fichte's Seele strebte schon damals mit jugendlichen Schwingen dem Geiste Lessings und der Neuzeit entgegen.

Unser Philosoph war 18 Jahre alt (1780), als er die Universität Jena betrat, um nach dem Willen der Eltern und des Pflegevaters Theologie zu studiren. Gehörte es doch zu den frühen Lieblingsträumen des Vaters, den Sohn dereinst als Prediger auf der Kanzel zu sehen.

Es ist eine alte, viel bestätigte Erfahrung, daß unter mäßig hemmenden Schranken des äußern Lebens ein in der Anlage bedeutender Geist einen mächtigeren Aufschwung zur Entwickelung nimmt, als in der Fülle des Besitzthums und Genusses.

Fichte war unbemittelt, mußte schon als Knabe unter fremden Menschen leben, war überall auf sich selbst, sein eigenes Innere angewiesen, und konnte sich nie oder nur wenig auf Andere verlassen, lernte entbehren und entsagen, mußte Andern gegenüber den wilden Ausbruch der Leidenschaft zügeln, fand, da ihm während seiner Studienzeit in Jena der Pflegevater starb, nur in eigener Anstrengung und Ausbildung die Möglichkeit, ein Ziel nützlicher Wirksamkeit

zu erreichen. Seine Erziehung zu Hause und bei den Pfarrern in Rammenau und Niederau war eine religiöse, ohne Heuchelei, Scheinheiligkeit und Kopfhängerei. Es war eine Religion, die man als eine wahrhaft christliche nur an den Früchten der sittlichen Gesinnung und Handlung erkannte. Fichte liebte die Wahrheit über Alles und haßte die Lüge. Auch bei dem ersten Studium der Theologie leiteten ihn diese Liebe und dieser Haß. Mit Ernst und Kraft warf er sich auf die Gottesgelehrtheit. Das Studium der Dogmatik Friedrich Pezolds führte ihn zum Zweifel und mit diesem muß Jeder beginnen, der ein Philosoph werden soll. Man suchte seine Zweifel durch die Verstandesaufklärung der Wolff'schen Philosophie zu beseitigen, welche an den drei Ideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit festhielt, und Alles hauptsächlich vom Standpunkte der praktischen Beziehung oder des Nutzens für den Menschen beurtheilte. Die Lehre vom freien Willen und der damit zu vereinigenden Vorausbestimmung hatte die ersten Zweifel geweckt. Die deterministische Ansicht, welche ihm richtiger schien, wollte man damit abfertigen, daß man sie spinozistisch nannte. So wurde er auf Spinoza aufmerksam, den er eifrig las, und der ihn immer mehr von der Theologie abführte. Doch genügte ihm das that- und bestimmungslose Sein dieses Weltweisen nicht. In ihm konnte er den letzten Grund weder für die Erkenntniß noch für das Leben finden. Was er in sich fühlte, was mit aller Macht jugendlicher Begeisterung sein ganzes Wesen erfüllte, die Selbstbestimmung, die Freiheit des Ichs, das Leben, die That aus sich selbst war ihm das Wirkliche und Letzte, der Grund von Allem. Alles Andere erschien ihm später diesem gegenüber als Schein und nichtige Täuschung.

Die dürftige Lage zwang unsern Fichte nach vollendeten theologischen und philosophischen Studien (1784) die Stelle eines Hauslehrers in verschiedenen Sächsischen Familien zu übernehmen. Drei Jahre hindurch hatte er sich dem mühsamen und Zeit raubenden Berufe gewidmet. Die Stelle eines Predigers, die er wünschte, wurde ihm (1787), wie einst dem großen Kant, wegen seiner freien Denkart versagt. Dieses trieb ihn später, wie den Königsberger Denker, der Philosophie, in welcher die von einem ausschließenden Glaubensbekenntnisse gebannte Lehre nicht als Ketzerei gilt, alle Kraft seines anstrebenden Geistes zu weihen. Er verließ vorerst Sachsen, und übernahm zu Zürich die Stelle eines Hauslehrers. Hier trat der junge Mann in freundschaftliche Beziehungen zu bedeutenden und einflußreichen Männern, wie Lavater, Hottinger, Steinbüchel, Chorherr Tobler und Anderen.

Die Bekanntschaft wurde durch eine wöchentliche Zusammenkunft fremder und einheimischer Gelehrter im Hause des mit Klopstock verschwägerten Wagmeisters Rahn vermittelt.

Die älteste Tochter des Letztern, Johanna Maria Rahn (geb. 1758 zu Lingbüe bei Kopenhagen), durch widerwärtige Schicksale ihrer Familie frühe an Entsagung und Selbstüberwindung gewohnt und religiös erzogen, entsprach in ihrem ganzen Wesen Fichte's Ideal von einem Weibe seines Herzens. Die Liebe zu ihr wurde ein neues Läuterungsmittel seiner Seele und ein neuer Sporn zur Gründung eines sichern Lebensberufes.

Er ging aus der Schweiz nach Leipzig (1790). Seine Freiheitsliebe hatte in jenem Lande neue Nahrung gefunden. Charakterbildung, Thatendrang, Liebe zu sich selbst bestimmender Thätigkeit kennzeichnen sein Streben auch in dem neuen Aufenthalte zu Leipzig. Er schrieb von hier aus an seine Verlobte: „Der Hauptgedanke meines Lebens ist der, mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher — ich merke darin viel Eitles) sondern von Charakterbildung zu geben, die mir das Schicksal irgend erlaubt. Ich will nicht blos denken, ich will handeln, ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken". . . „Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfniß, nur ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir. Ist das Täuschung? Es kann sein, aber es liegt doch Wahrheit zum Grunde."

Wohl hatte er von Zeit zu Zeit in der Schweiz und in Sachsen gepredigt, und er fand auch in Leipzig von den jüngern Gottesgelehrten viele seiner Gesinnung und seines Strebens, bei den alten aber häufig Beschränktheit oder Heuchelei und von oben herab den Druck der kirchlichen Gewaltherrschaft. Daher konnte er auch jetzt nicht an die Bekleidung einer geistlichen Stelle denken. In einem Briefe vom 8. Juli 1790 schreibt er seiner Verlobten: „Gewiß herrscht unter den gegenwärtigen jüngeren Geistlichen (Sachsens) ein Grad der Aufklärung und der religiösen Vernunfterkenntniß, wie ihn gegenwärtig kein Land in Europa besitzt. Diese werden aber durch eine mehr als spanische Inquisition eingezwängt, unter die sie sich theils, weil es ihnen durchgängig an Kraft fehlt, theils weil man ihrer wegen der Menge von Geistlichen in unserem Lande entbehren kann, sie aber nicht das Amt, schmiegen und heucheln müssen. Daraus entsteht dann eine knechtische, lichtscheue, heuchlerische Denkungsart. Freilich steht bei dieser Lage eine Revolution bevor; aber wann und wie? Kurz, ich will in Sachsen kein Geistlicher sein". Für den Mangel der geistlichen Thätigkeit mußte auch hier wieder, wie früher in Jena, die Philosophie entschädigen. Er gab einem Studenten Unterricht in der Kantischen Philosophie. „Ich werfe mich jetzt, schrieb er der Verlobten (12. August), über Hals und Kopf in die Kantische Philosophie. Ich gebe jetzt einem Studenten Unterricht in derselben, die man unter Andern auch in Zürich für ganz unverständlich hält." Durch diesen Unterricht veranlaßt, schrieb er einen Auszug und eine erklärende Bearbeitung der Kantischen Kritik der Urtheilskraft mit einer wissenschaftlichen Uebersicht des ganzen philosophischen Lehrgebäudes als Einleitung. Er wollte eine zusammenhängende Darstellung der drei Kantschen Kritiken geben. Durch diese Arbeit gewann er Beruhigung, so wie das für ein erfolgreiches Streben nöthige Maaß, und die reine Moral Kant's gab ihm in vielen Lebensfragen die vollste Befriedigung. So schreibt er (5. Sept.) „Ueberhaupt habe ich vor meinem projectvollen Geiste Ruhe gefunden. Ich hatte mich durch eine Veranlassung, die ein bloßes Ohngefähr schien, ganz dem Studium der Kantischen Philosophie hingegeben, einer Philosophie, welche die Einbildungskraft, die bei mir immer sehr mächtig war, zähmt, dem Verstande das Uebergewicht und dem ganzen Geiste eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge

gibt. Ich habe eine edlere Moral angenommen und anstatt mich mit Dingen außer mir zu beschäftigen, mich mehr mit mir selbst beschäftigt. Dies hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden; ich habe bei einer schwankenden äußern Lage meine seligsten Tage verlebt." Als Hauptgrundzüge dieser Philosophie erschienen ihm die Richtigkeit der Erkenntniß übersinnlicher Dinge und das Sittliche, die Quelle unseres Gott- und Unsterblichkeitsglaubens. So sagte er (Dezemb.): „Unser Verstand ist so eben hinlänglich für die Geschäfte, die wir auf der Erde zu betreiben haben: mit der Geisterwelt kommen wir nur durch unser Gewissen in Verbindung. Zu einer Wohnung der Gottheit ist er zu enge: für diese ist nur unser Herz ein würdiges Haus. Das sicherste Mittel, sich von einem Leben nach dem Tode zu überzeugen, ist das, sein gegenwärtiges so zu führen, daß man es wünschen darf. Wer es fühlt, daß, wenn ein Gott ist, er gnädig auf ihn herabschauen müsse, den rühren keine Gründe gegen sein Dasein und er bedarf keiner dafür." Er ahnte ein neues höheres Zeitalter der Literatur durch Göthe und Schiller. „Indeß täuscht mich nicht die jugendliche Art, die da lieber zu hoffen, als zu fürchten pflegt, so ist das goldene Zeitalter unserer Literatur erst im Werden, und es wird dauerhaft sein und vielleicht die glänzendsten Epochen aller andern Völker übertreffen. Was Lessing in den Literaturbriefen und in der Dramaturgie ausstreute, fängt erst jetzt an Früchte zu tragen. Seine Grundsätze scheint man allmählig immer mehr anerkennen und zur Grundlage der Beurtheilung legen zu wollen, und für die Möglichkeit ihrer Ausführung ist Göthe's Iphigenie der stärkste Beweis. Es ist mir wahrscheinlich, daß der, welcher in seinem zwanzigsten Jahre die Räuber schrieb, im vierzigsten unser Sophokles sein werde."

Am 28. April 1791 verließ er Leipzig, um eine ihm in Warschau angebotene Erzieherstelle zu übernehmen, jedoch bei näherer Einsicht der Verhältnisse trat er zurück. Damals predigte er in der Hauptstadt Polens am Fronleichnamstage (23. Juni) über Luc. XXII., 14, 15.*) Viel Schönes und Erbauliches findet sich in dieser Predigt über die Einsetzung und Bedeutung des Abendmahles; doch ist der streng gläubige Ton in ihr noch so vorherrschend, daß er sogar die Luther'sche Lehre von der ubiquitas corporis Christi oder „der überall kräftig wirkenden Gegenwart des menschlichen Leibes Jesu" gegen alle Angriffe des Unglaubens in Schutz nimmt**). Auf seiner Rückreise kam er nach Königsberg, hörte und besuchte Kant, war bisweilen sein Tischgenosse und legte ihm die von ihm im Geiste der **Kant**'schen Philosophie abgefaßte „Kritik aller Offenbarung" zur Beurtheilung vor. In dieser Schrift sagte der Verfasser, der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung Gottes in der

---

*) Die Predigt ist abgedruckt in J. G. Fichte's Sittenlehre, Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten und vermischte Aufsätze, aus dem Nachlasse herausgegeben von J. H. Fichte, Bonn, bei Marcus, 1835, S. 209—220.

**) A. a. O. S. 215.

Sinnenwelt durch Wunder könne unmöglich angenommen und ihre Göttlichkeit theoretisch nicht erwiesen werden, nur der Fall eines gänzlichen sittlichen Unterganges des Menschengeschlechtes würde ihre Nothwendigkeit begründen, nur aus dem mit dem höchsten Sittengesetze übereinstimmenden Inhalte lasse sich ihre Göttlichkeit erweisen. Kant billigte den Inhalt und rieth zum Drucke, zugleich empfahl er den jungen Schriftsteller an den Grafen von Krokow in Krokow bei Danzig, in dessen Hause er Erzieher wurde.

Inzwischen erschien Fichte's Abhandlung ohne seinen Namen im Drucke (1792). Die Jenaische Literaturzeitung, das Organ der Kant'schen Philosophie, damals einem Orakel gleich über die Schicksale der Schriftsteller entscheidend, wollte in einer ausführlichen Recension den großen Philosophen in Königsberg in dem ungenannten Verfasser erkennen. Ein Gleiches sprachen auch andere bedeutende Männer aus. So wurde der unbekannte Candidat der Theologie urplötzlich als Philosoph auf einen Höhepunkt der Literatur gestellt, von dem er kurz vorher auch bei dem größten Selbstgefühl nicht hatte träumen können. Wenn auch Kant in derselben Literaturzeitung die Ehre der Urheberschaft Fichte zuerkannte, so konnte man doch das einmal über diesen gefällte, überaus günstige Urtheil, so sehr man auch jetzt zu mäckeln anfing, nicht gerade wieder zurücknehmen. Das Selbstgefühl unseres Philosophen stieg mit seinem wachsenden Ruhme. Die Vermögensverhältnisse seines künftigen Schwiegervaters hatten sich inzwischen gebessert. Fichte kehrte nach Zürich zurück und vermählte sich mit der geliebten Schwestertochter Klopstocks (22. Oktob. 1793).

Zwei merkwürdige Schriften erschienen in diesem Jahre aus seiner Feder, „die Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas" und „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution".

Mit Begeisterung nahm Fichte an der Entwickelung der letztern Antheil. Sie erschien ihm, wie vielen Freigesinnten, als das Morgenroth einer bessern Zeit nicht nur für die Franken, sondern auch in seinem theuern deutschen Vaterlande, in dem er so viele Vorurtheile, Mängel und Mißbräuche eines längst dem Untergange reifen Zeitalters erblickte. Er wollte dasselbe nicht etwa zur Republick umgestalten, sondern auf der Grundlage der monarchischen Reichseinheit einer verfassungsmäßigen und gesetzlichen Freiheit entgegenführen. Er sah in der französischen Volkserhebung von 1789 „ein reiches Gemälde über den großen Text: Menschenrecht und Menschenwerth". Er wendet die aus dieser Betrachtung gewonnenen Erfahrungen auf die Zustände des heiligen römischen Reichs deutscher Nation an und ruft aus: „So wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben, so gewiß in unserm Herzen jener Funke der Gottheit glimmt und so gewiß uns derselbe auf einen allmächtigen Gott hinweiset. Wollen wir mit dem Bauen warten, bis der durchgebrochene Strom unsere Hütten weggerissen habe? Wollen wir unter Blut und Leichen den verwilderten Sklaven Vorlesungen über die Gerechtigkeit halten? Jetzt ist es Zeit, das Volk mit der Freiheit bekannt zu machen, die dasselbe finden wird, sobald es sie kennt, damit es nicht statt ihrer die Gesetzlosigkeit ergreife, um die

Hälfte seines Weges zurückkomme und uns mit sich fortreiße. Gewaltsame Revolutionen zu hindern gibt es ein sehr sicheres Mittel, aber es ist das einzige: das Volk gründlich über seine Rechte und Pflichten zu unterrichten." *)

Er beurtheilt die französische Volkserhebung vom Standpunkt des höchsten Sittengesetzes, das ihm höher steht, als menschliche Satzung, aus dem ewigen Vernunftbegriffe des Rechtes, untersucht das Wesen und die Mängel bevorrechteter Kasten, weist auf die daraus entstehenden Mißbräuche hin und vertheidigt die Rechtmäßigkeit des damaligen französischen Volksaufstandes. Der Grundzug seiner spätern Philosophie, das Ausgehen von der allein wahren Realität in der Freiheit oder Selbstbestimmung des Ichs, zeigt sich dem Keime nach schon in dieser Schrift.

„Wir begehren demnach, heißt es daselbst **), Thatsachen nach einem Gesetze zu beurtheilen, das von keinen Thatsachen entlehnt und in keinen enthalten sein kann. Von woher denken wir denn nun dieses Gesetz zu nehmen? Wo denken wir es aufzufinden? Ohne Zweifel in unserm Selbst, da es außer uns nicht anzutreffen ist, und zwar in unserem Selbst, in so fern es nicht durch äußere Dinge vermittelst der Erfahrung geformt und gebildet wird, (denn das ist nicht unser wahres Selbst, sondern fremdartiger Zusatz), sondern in der reinen ursprünglichen Form desselben, in unserem Selbst, wie es ohne alle Erfahrung sein würde. Die Schwierigkeit dabei scheint nur die zu sein, allen fremdartigen Zusatz aus unserer Bildung abzusondern und die ursprüngliche Form unseres Ich rein zu bekommen. So etwas finden wir nun wirklich an jenem Gesetze des Sollens. Ist es einmal in uns da — und daß es da ist, ist Thatsache, so kann es, da es der Natur der Erfahrung völlig entgegengesetzt ist, kein durch sie hinzugekommener fremdartiger Zusatz, sondern es muß die reine Form unseres Selbst sein."

Mit diesen beiden politischen Schriften waren seine Wanderjahre vollendet. Der Zeitraum der ersten Entwickelung des Lehrers und Schriftstellers hatte einen Abschluß gefunden. Man sprach viel von seinen Schriften in Deutschland und in der Schweiz und rühmte oder lästerte sie nach Maßgabe des Standpunktes. In Berlin wurden die beiden letzten Schriften unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen verboten.

So standen die Sachen, als der 31jährige, jugendlich kräftige Mann einen Ruf an die neu erblühende Hochschule zu Jena an die Stelle des nach Kiel abgerufenen Karl Leonhard Reinhold erhielt. Der Jurist Hufeland in Jena, der Geheimerath Voigt und Göthe in Weimar waren dafür besonders thätig.

Mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen war eine neue Zeit der freiern Entwickelung des Geistes dem deutschen Volke aufgegangen. Klopstock, Lessing, Wieland, Herder wirkten. Ihnen folgten die größern Dichter Göthe und Schiller. Unter Karl

*) Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution, Bern, 1844, Thl. 1, S. V.
**) A. a. O. S. 16.

August's Regierung erhob Weimar das Panier der verjüngten geistigen Bewegung. Göthe, Wieland und Herder, selbst künstlerische Musterbilder für Andere, vereinigten hier ihre Kräfte zur Hebung freier wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit. In dem benachbarten Jena, das am meisten dem Schutze und der Pflege seines Landesfürsten Karl August, Göthe's und Voigt's verdankte, wirkten die ersten Männer der Wissenschaft und Kunst, die Theologen Griesbach, Paulus, Döderlein, der Jurist Hufeland, der Anatom Loder, der große Dichter und Geschichtschreiber Schiller, der Philologe Schütz, die beiden Schlegel und viele Andere. Karl Leonhard Reinholds Vorträge hatten aus allen Theilen Deutschlands Jünglinge zum Studium der Kant'schen Philosophie nach Jena gerufen. Es war eine andere freiere und frischere Luft, die man hier athmete, ein anderes Leben, das man führte. Alles vereinigte sich zur geistigen Wiedergeburt der kleinen deutschen Universität, welche man das deutsche Athen nannte. Diese Luft athmete nun Fichte, in dieser Luft verlebte er den ersten Abschnitt des kräftigen Mannesalters, den zweiten Hauptzeitraum seiner schriftstellerischen und Lehrwirksamkeit.

Hier sollte er nach dem berühmten Vorgänger Philosophie lehren. Der Ruf, der seinen Schriften und seiner Beredsamkeit voranging, hatte ihm bei Manchen Bahn gebrochen. An Tiefe und Schärfe des Denkens und an Ursprünglichkeit der geistigen Begabung übertraf er Reinhold. Er lehnte sich nicht, wie dieser, an Andere an, er stand überall auf eigenen Füßen. Das, was ihm als die echte Kant'sche Philosophie erschien, war bereits eine neue Philosophie, ein neues System in dem Geiste unseres Denkers geworden, und wurde mit allem Ernste der Wahrheitsliebe, mit allem Feuer der überzeugungstreuem Denken eigenen Begeisterung vorgetragen.

Ungewöhnlich war gleich beim ersten Auftreten (Sommer 1794) seine Lehrwirksamkeit. Am 7. December jenes Jahres schrieb er: „Seitdem Reinhold uns verlassen, ist seine Philosophie (bei uns wenigstens) Todes verblichen. Von der Philosophie ohne Beinamen ist jede Spur aus den Köpfen der hier Studirenden verschwunden. An Fichte wird geglaubt, wie niemals an Reinhold geglaubt worden ist. Man versteht jenen freilich noch ungleich weniger, als diesen, aber man glaubt dafür auch desto hartnäckiger."

Er ging gleich im Anfange seinen eigenen Weg und ließ sich von keinem Andern leiten. „Ich lasse sie reden, sagte er (Mai 1794), wirken, hoffen, was sie wollen und thue, was ich will." Sein System der Philosophie machte er im Anfangsjahre seines öffentlichen Lehrens in zwei Werken bekannt, von denen das erste die Andeutung seiner Lehre, das andere, durch eine genaue und meisterhaft dialektische Ausführung der Gedanken in der Geschichte der Philosophie von hoher Bedeutung, den Inhalt seiner neuen Weltanschauung vom Standpunkte des Ichs enthielt.*)

---

*) Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der so genannten Philosophie als Einladungs-

So begegnen wir zum Erstenmale Fichte, dem Aufsteller und Begründer eines neuen Systems, des einzigen, das außer den Systemen von Kant, Schelling und Hegel in unserer Zeit zu einer bedeutenden und nachhaltigen Geltung kam.

Wenden wir uns darum der Philosophie und ihrem Entwickelungsgange vor dem Auftreten unseres Denkers im Laufe dieser Darstellung zu, und knüpfen wir daran die Kennzeichnung des Wesens seiner neuen Philosophie. Das Princip der freien Vernunftforschung ist das wissenschaftliche Princip unserer Zeit. Zu keiner Zeit kam die menschliche Vernunft mehr zur Erkenntniß ihres Wesens, ihrer Aufgabe, ihrer Stellung zur Natur, als in der unsrigen. Das mehr als tausendjährige Joch des Auktoritätsglaubens wurde durch die Reformation abgeschüttelt. Diese legte durch den Kampf der freien Vernunftforschung in der heiligen Schrift mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der römischen Kirche den Hauptgrund zur Entwickelung des neuen Geistes unserer Wissenschaft. Das Princip, das man vor ihr mit dem Namen der Ketzerei für dies- und, wie man hoffte, auch für jenseits gebrandmarkt, das seine Bekenner zu den Marterkammern der Inquisition und zu den brennenden Holzstößen geführt hatte, wurde durch die Kirchenverbesserung mit dem Princip des unbedingten Festhaltens an dem einmal Bestehenden ein staatsrechtlich geduldetes und zuletzt nach langem blutigen Kampfe ein mit dem Princip der Vergangenheit gleich berechtigtes.

Freilich erhielt dieses Princip in dem Frieden von Münster und Osnabrück nur in einer bestimmten ausschließenden Form, in der Form der Glaubensbekenntnisse der Lutheraner und Reformirten, seine gleiche Berechtigung, und in unserm deutschen Vaterlande und anderwärts hielt diese Form noch lange Zeit fest. „Es liegt im Charakter der Deutschen, sagt Schiller, daß ihnen Alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, sowie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hinein bannen müssen.“ Doch die Philosophie und die deutsche dichterische Nationalliteratur weckten im achtzehnten Jahrhunderte den im Protestantismus für alle Zeiten liegenden Lebenskeim. Es liegt im Wesen des Protestantismus, daß er die Glaubensbekenntnisse der Zeit nicht als unfehlbar hinstellt, daß er nur in der Vernunft das höchste Werkzeug seiner Erkenntniß sieht und, im Laufe der Zeit niemals stille stehend, andere neue Ueberzeugungen bildet, welche dem wahren Wesen der Vernunft gemäßer sind, als die vorausgegangenen. Hat der Protestantismus des 16. Jahrhunderts seinen Widerspruch gegen die Kirchenformel von Trient eingelegt, so hat er dieses im achtzehnten Jahrhunderte und in unserer Zeit mit gleichem Rechte und mit gleicher Kraft auch gegen die Satzungen des Magdeburger Concordienbuches und der Dordrechtersynode gethan.

---

schrift zu seinen Vorlesungen über diese Wissenschaft, Weimar im Verlage des Industriecomptoirs, 1794 und Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre als Handschrift für seine Zuhörer, Leipzig, bei Christian Gabler, 1794, 8.

Der oberste protestantische Grundsatz der Freiheit der Vernunft hat sich auch innerhalb der katholischen Kirche erhoben, und ist seit der Kirchenverbesserung bis auf die Tage der neuesten Zeit mehr oder weniger entschieden zur Geltung gekommen.

So ist das Vernunftprincip des Protestantismus, das sich in der Religions- und Staatsform entwickelt, auch das eigentliche Princip der Wissenschaft; denn die Wissenschaft wird nicht durch das Ansehen der Ueberlieferung oder des Machtspruches einer Partei, sondern lediglich durch die Gründe der Vernunft bestimmt.

Die Philosophie, welche nach dem Wesen, dem Ursprunge und den Verhältnissen aller Erscheinungen forscht, war im Mittelalter entweder mit dem, was man christliche Gottesgelehrtheit nannte, identisch, oder sie hing, wenn sie sich als besondere Wissenschaft neben der Theologie regen wollte, in allen ihren Forschungen von dieser ab, und trug ihr als demüthige Magd die Schleppe nach.

Das Licht der Reformation warf auch auf sie seine Strahlen, und die neuen Forschungen der Sternkunde im sechszehnten Jahrhunderte und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eröffneten der philosophischen Erkenntniß eine neue unendliche Weltanschauung.

Mit Franz Bacon von Verulam und Cartesius erwacht der Geist der neuen Philosophie. Baco bezeichnet als ihren Gegenstand die Natur, als ihre Quelle die Vernunft; er gibt ihr die neue Methode der inductiven Erfahrungserkenntniß. Die Form, die Methode, das Princip waren neu; aber noch fehlte der Inhalt eines neuen, von der Kirchenauktorität freien philosophischen Lehrgebäudes. Dieses wurde von Cartesius geschaffen. Er beginnt mit dem Zweifel und der gänzlichen Voraussetzungslosigkeit gegenüber allem dem, was man seit Jahrtausenden für wahr und richtig gehalten hat. Der Zweifel ist nicht mehr nach der Sprache der alten Zeit der Vater der Sünde, sondern der Vater der Wahrheit und Ueberzeugung. Man zweifelt nicht des Zweifelns, sondern der rechten Erkenntniß wegen. Indem ich, dies ist der Gedankengang des Philosophen, an Allem zweifle, denke ich die Möglichkeit des Nichtwahrseins von allem bisher für wahr Gehaltenen. Zweifeln ist also Denken. Nichts kann nicht Denken. Wo gedacht wird, ist wenigstens das Denkende gewiß. Dieses Zweifelnde, Denkende ist das Ich. Wenn daher an Allem gezweifelt wird, kann an der Realität des Zweifelnden, Denkenden, des Ichs nicht gezweifelt werden. So geht Cartesius als Idealist von der alleinigen, unmittelbar gewissen Realität des Ichs aus, und sucht aus diesem Gott und Natur- und Geisterwelt abzuleiten, mit diesem Princip alle Räthsel der Erkenntniß oder des Seins zu lösen.

Das Ich gelangt aber nur dadurch zur Gewißheit seiner Ichheit, daß es sich von dem unterscheidet, was es nicht ist, daß es sich vom Nichtich trennt. Die Vorstellung, der Gedanke ist nicht das Ding, sondern nur das Bild des Dinges im Geiste. Man erhält mit der Vorstellung nicht das Sein, sondern nur den Schein des Seins. So ist schon mit dem Ich der

Gegensatz des Nichtichs, mit der Vorstellung der Gegensatz des Dinges, mit dem Denkenden der Gegensatz des Gedachten, mit dem Subjecte das Object gegeben.

Machte Cartesius vom idealistischen Standpunkte das Selbstbewußtsein, das Ich, den Gedanken zum Princip der Philosophie, so fand dieses der Realist Locke im Nichtich im Objecte, im Dinge, in der Natur. Ihm war die Seele ein ursprünglich leeres Papier, welches allmählig durch die Schriftzüge äußerer und innerer Einwirkungen voll geschrieben wird. Erhob man das einzelne Selbstbewußtsein zum Weltbewußtsein, so legte man idealistisch, wie Leibnitz, das Wesen oder die Substanz jedes Einzelnen in die einheitliche Kraft, Thätigkeit, schlafende, träumende oder wachende Vorstellung, realistisch, wie Spinoza, in das Sein, frei von aller und jeder Bestimmtheit, und machte die Seele zur Idee des Körpers.

Jedes System, das idealistische, wie das realistische, hatte eine bestimmte Wahrheit neben einem bestimmten Irrthume ausgesprochen; denn jedes hatte nur die eine Seite des Lebens ohne die andere, ebenso nothwendige. Was ist das Ich ohne das Nichtich, das Subject ohne das Object, die Vorstellung ohne das Ding, Kraft und Thätigkeit ohne Stoff? Das Erste gehört so nothwendig zum Zweiten, wie das Zweite zum Ersten. Ja erst durch ihre Einheit sind beide ein Ganzes, und werden nirgends getrennt wahrgenommen. Nur auf dem beschränkten Standpunkte des einzelnen Selbstbewußtseins konnten sie als absolute Gegensätze aufgefaßt werden. Der Idealismus und Realismus des achtzehnten Jahrhunderts endete mit extremen und unversöhnbaren Gegensätzen. Die letzte Folge des einseitigen Idealismus spricht sich in Berkeleys Satze aus: Sein ist vorgestellt werden; es ist überall nichts, als Geist, die Materie ist eine bloße Vorstellung. Der letzte Satz des einseitigen Realismus behauptet dagegen: Es ist überall nichts, als Materie. Was wir Geist nennen, ist eine unerweisbare Hypothese zur Erklärung bestimmter Erscheinungen der Stofflichkeit, wie des Denkens, Wahrnehmens, Wollens u. s. w. Alles Leben ist nichts, als eine mechanische Bewegung des Stoffes. Die Idealisten sehen vor lauter Geist die Materie nicht, während dem Realisten der überall thätige Geist in der todten Stofflichkeit verschwand.

So lange man Materie und Geist zu absoluten Gegensätzen machte, konnte man diese Einseitigkeit des idealistischen und realistischen Standpunktes nicht überwinden.

Unmöglich konnten zu gleicher Zeit die beiden einander widersprechenden Resultate des Idealismus und Realismus auf Wahrheit Anspruch machen. Diese Gewißheit führte zum Zweifel an der Wahrheit dieser Systeme, und im achtzehnten Jahrhundert war es besonders der englische Geschichtschreiber David Hume, der als Philosoph diesem Zweifel den Ausdruck gab, und ihn durch die Prüfung der Causalitätsschlüsse nicht nur auf die Erkenntniß der übersinnlichen, sondern selbst der sinnlichen Welt erstreckte. Mehr oder weniger lebendige Eindrücke waren ihm alle unsere Erkenntnisse und führten nie zum vollkommen genügenden Wissen sinnlicher, geschweige denn übersinnlicher Wahrheit.

Die Zweifel Hume's an der Substantialität oder Wesenheit der Dinge, an der Sub-

stanz oder dem Wesen unseres Ich's, an Gott und Unsterblichkeit, vom subjectiv-sensualistischen Standpunkte als eine Vollendung der Locke'schen Anschauungsweise aufgestellt, veranlaßten Imanuel Kant zur Frage nach der Möglichkeit einer Wissenschaft übersinnlicher Ideen oder einer Metaphysik, und diese Frage führte ihn zu einer genauen kritischen Untersuchung der Grundkräfte des menschlichen Geistes.

In der Wolff'schen Philosophie gebildet, nahm er von vornherein, ohne dieses näher zu begründen, drei Grundvermögen der Seele, das Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen an. Das Wesen dieser Vermögen konnte nur die Vernunft untersuchen, sie allein hatte die Principien oder leitenden Gesetze dieser Grundvermögen aufzustellen, sie allein konnte diese enthalten. Die Vernunft, welche die leitenden Gesetze für das Erkennen enthält, ist ihm die reine oder theoretische Vernunft. Inwiefern die Vernunft die Principien für das Begehren und Handeln aufstellt, ist sie die praktische Vernunft, als Aufstellerin der obersten Gesetze des Gefühls der Lust und Unlust die Urtheilskraft. Kant mußte daher, wenn er die Seelenkräfte des Menschen in ihrem Wesen von vornherein untersuchen wollte, eine Beurtheilung der Vernunft gegenüber dem Erkennen, Fühlen und Begehren geben. So entstanden seine drei kritischen Hauptwerke der reinen Vernunft (1781), der praktischen Vernunft (1788) und der Urtheilskraft (1790). Das Resultat seiner Untersuchung der theoretischen oder reinen Vernunft war: Es gibt gewisse, der Sinnlichkeit und dem Verstande des Menschen angeborne, vor aller Erfahrung ursprünglich in beiden vorhandene Anschauungs- und Denkformen. Der Geist ist gezwungen, unter diesen Formen Alles anzuschauen und zu denken, er kann daher nur sagen, wie ihm das Ding unter diesen Formen erscheint, wie es unter ihnen von ihm angeschaut und gedacht wird, niemals aber, was das Ding an sich ist. Die Mannigfaltigkeit oder Stofflichkeit in der Erkenntniß stammt von Außen, gelangt in unser Erkennen durch äußere Einwirkung, die Einheit oder Form, unter welcher der Erkenntnißstoff aufgefaßt wird, liegt in unserm Innern, im Geiste selbst. Wir können uns daher theoretisch oder auf dem Wege des Erkennens nur von der Wirklichkeit der Erscheinungswelt überzeugen. Das Ich hängt als erkennend von den ihm anklebenden Sinnenanschauungs- und Denkformen, so wie vom Stoffe ab, der ihm gegeben ist und von Außen her einwirkt; denn die Anschauungen ohne die Einheit der Denkformen sind blind, und die Formen der Anschauung und des Denkens ohne den sie ausfüllenden, von Außen stammenden Stoff inhaltsleere, nichtige Schemata. Stoff und Form, Vielheit und Einheit, Materie und Geist gehören zusammen, damit ein Erkennen werde. Wir können daher theoretisch oder vom Standpunkte des Erkennens nie über die Erfahrungswelt hinauskommen, nie eine Wissenschaft des Uebersinnlichen oder eine Metaphysik begründen.

Was Kant vom theoretischen Gesichtspunkte aus aufgegeben hatte, wollte er auf dem praktischen Wege retten, indem er die Vernunft untersuchte, welche die leitenden Gesetze für das Begehren und Handeln enthält. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit wurden als unbedingte

Forderungen der uns zum sittlichen Handeln nöthigenden praktischen Vernunft bezeichnet, also nicht zu Gegenständen des eigentlichen Wissens, sondern des sittlichen Vernunftglaubens gemacht. Während die Vernunft im Erkennen von den Formen der Anschauung und des Denkens abhängt, und diese nichts ohne den sie ausfüllenden Stoff sind, die erkennende Vernunft also immer receptiv, den Stoff aufnehmend, im leidenden Verhalten erscheint, ist sie im Begehren und Handeln als Aufstellerin des Sittengesetzes frei, ihr eigener Gesetzgeber, Ankläger und Richter, fordert unbedingt Tugend oder vollkommene Angemessenheit des Willens an das höchste Sittengesetz und mit ihr die Möglichkeit eines diesem Gesetze sich immer mehr annähernden Lebens, eines weitern Fortschrittes des Menschengeistes nach dem Tode und einen Ausgleicher des Mißverhältnisses zwischen Tugend und Glück, weil nur auf der gänzlichen Harmonie beider das vollständige Gut beruht (Freiheit, Unsterblichkeit, Gott).

Durch die Annahme der Realität des Geistes mit seinen ihm angebornen Anschauungs- und Denkformen und der Wirklichkeit der äußern Stofflichkeit, welche den leeren Formen der Erkenntniß Inhalt gibt, hatte Kant die relative Wahrheit des Idealismus mit der relativen Wahrheit des Realismus verbunden und dadurch das Einseitige in dem getrennten Standpunkte dieser Systeme überwunden. Allein dessen ungeachtet war sein Lehrgebäude mehr Idealismus, als Realismus. Kann doch der Geist in seinem Erkennen nicht über die ihm angebornen Kategorieen hinaus, kann er doch immer nur sagen, als was ihm unter denselben das auf ihn einwirkende Ding erscheint, nicht, was es an sich ist. Wenn wir nicht sagen können, was das Ding an sich ist, so existirt auch dieses Ding wenigstens hinsichtlich seiner Erkennbarkeit für uns nicht. Alles, was wir Ding nennen, ist ja eben nur das unserm Geiste erscheinende Ding, nicht das an und für sich seiende; denn dieses erkennen wir nicht und können wir nie erkennen.

So bleibt also all unser Erkennen subjectiv; denn über die Formen der subjectiven Erkenntniß geht kein Erkennendes hinaus. Das Princip der Erkenntniß ist der subjectiv ideale Standpunkt.

So hatte auch Kant die vorherrschend ideale Richtung. Es ist überhaupt im Allgemeinen ein Zug des deutschen Gemüthes und des deutschen Verstandes, in der Natur die Geistigkeit zu erkennen und dieser das Uebergewicht über die todten, mechanischen Stoffe zu ertheilen. Auch in der deutschen Aufklärungsperiode des achtzehnten Jahrhunderts zeigt sich diese Richtung, und der Leibniz-Wolff'schen Schule war sie in gleicher Weise eigen. Die vier Hauptträger unserer neuesten Philosophie, Kant, Fichte, Schelling und Hegel, sind auch die Hauptträger des deutschen Idealismus. Kant ist Idealist der Anlage seines Systems nach, Fichte subjectiver, Schelling objectiver, Hegel absoluter Idealist. Kant hatte das Princip des subjectiven Idealismus dem Keime nach ausgesprochen. Fichte machte Ernst mit diesem Princip, und leitete aus ihm Alles ab, was folgerichtig aus ihm abgeleitet werden kann und muß. Ihm war ein absolut unerkennbares

Ding an sich nichts. Hat doch der Mensch keine andern Dinge, als die Dinge in der Erscheinung, und diese sind eben nur dadurch erscheinend, daß sie in uns erscheinen. Wo sind sie anders, als im Ich? Dieses Ich ist das Selbstbewußtsein, an sich reine Thätigkeit, ins Unendliche strebend, erst durch die Selbstbegränzung, die Schranke des von ihm gedachten Nichtichs ein sich selbst Wissendes. Als Erkennendes wird die sich selbst begränzende Thätigkeit des Ichs auf die von ihr gedachte Gränze aufmerksam, als wollend oder handelnd strebt sie über diese Gränze hinaus, sucht die Schranke des Nichtichs aufzuheben und sich in ihrer Wesenheit geltend zu machen. So ist im Erkennen, Fühlen und Wollen das Wesenhafte, das eigentlich Wirkliche allein die Thätigkeit, die Kraft, die Selbstbestimmung oder Freiheit des Ichs. Dieses allein ist das Leben und Sein. Alles Andere ist eine von der Freiheit des Geistes zu überwindende, an und für sich durchaus nichtige Schranke. Die ganze Welt ist ein bloßes Erzeugniß, ein Geschöpf des Geistes, von ihm zu überwinden, wie sie durch ihn entstanden ist. Das Ich ist das Leben, die Kraft, die Thätigkeit, die Freiheit, in ihm liegt das Princip des Guten, das Nichtich ist das, was das Ich nicht ist, die Negation des Lebens, der Kraft, der Thätigkeit, der Freiheit. Theilweise wird unaufhörlich im Leben das Ich gesetzt und aufgehoben. Wird ein Theil der Ichheit oder des Selbstbewußtseins gesetzt, wird dafür ein Theil des Nichtichs oder der Bewußtlosigkeit aufgehoben, mit dem Aufheben eines Theils des Ichs oder des Bewußtseins ein Theil des Nichtichs oder der Bewußtlosigkeit gesetzt. Alle einzelnen Iche sind in unaufhörlicher Beschränkung durch die Nichtiche, aber auch alle Nichtiche in der Beschränkung durch die Iche gedacht. So ist ein unaufhörlicher Kampf zwischen der Thätigkeit an sich und ihrer Schranke. In diesem Kampfe kann das nicht zum Siege kommen, was an sich nichts ist, was nur dadurch etwas ist, daß das Ich ist. Das allein als Thätigkeit, Selbstbestimmung, Freiheit wahrhafte Sein, das Ich muß die Schranke des Nichtichs überwinden und wirklich überwinden können. Dieser Sieg, diese immer größere Ueberwindung der Schranke des Ichs findet nach einem Gesetze statt, was die Vernunft des Menschen, einmal zur Einsicht ihres Wesens gelangt, als Nothwendigkeit fordert, nach dem Gesetze der sittlichen Weltordnung. Diese Weltordnung ist Gott. Gott ist keine Person, da schon im Begriffe der Persönlichkeit der Begriff der Beschränktheit liegt, eine Personifikation Gottes also eine menschliche Auffassungsweise seines Wesens ist. Mag man immer den subjectiven Idealismus Fichte's einen einseitigen und überwundenen Standpunkt nennen, was er in der Philosophie geleistet hat, steht für alle Zeiten als eine großartige Errungenschaft da.

Kein Philosoph, wie er, hat die Freiheit so als das Wesentliche des Göttlichen und als das Wesen im Menschen, als das Wesen in Staat, Kirche und Religion, in der Sitte und Wissenschaft, als das eigentliche Leben, als die wahre und echte Wirklichkeit und die Nichtigkeit ihres Gegensatzes und die Nothwendigkeit seiner Ueberwindung so hervorgehoben, keiner vor Hegel, wie er, die dialektische Methode in einem von seinem Standpunkte folgerichtigen, abgerundeten Systeme mit solcher Meisterschaft angewendet, keiner vor Hegel, wie er, die Welt

in scharfer Gedankenentwicklung als ein Erzeugniß und Geschöpf des Geistes betrachtet und dadurch dem Geiste die höchste Bedeutung und Stellung im All gesichert, keiner, wie er, die Einheit in den von Kant angenommenen drei Grundvermögen des Erkennens, Fühlens und Begehrens im Ich nachgewiesen, keiner, wie er, mit diesem sittlich freien Geiste das ursprüngliche Menschenrecht in Staat und Volk, in Religion und Kirche zur Geltung gebracht, keiner, wie er, vor Hegel die von Kant als aprioristisch aufgestellten und dennoch bewußtlos aus der Erfahrung aufgenommenen Kategorieen aus dem Wesen des Ichs selbst abgeleitet und sie so auf die höhere Einheit des Ichs zurückgeführt, keiner endlich die Selbstverläugnung ausgeübt, eine einmal lieb gewonnene Anschauung wieder aufzugeben, oder vielmehr sie in einer seiner wahren und ehrlichen Natur mehr entsprechenden Weise umzugestalten, die Einheit, die er im Ich fand, auch in dem All als das Leben desselben, als die Allem zu Grunde liegende Kraft und Thätigkeit in der so genannten zweiten oder verbesserten Wissenschaftslehre nachzuweisen.

Wohl kann es schärfere und tiefere Denker, als Fichte, geben; aber ehrlichere und Wahrheit liebendere gibt es nicht.

Die Lehre vom freien Ich, das nur in der Ueberwindung seiner an sich nichtigen Schranke zur Geltung gelangt und seine wahre Bedeutung erhält, fand in den jugendlich frischen, von dem Geiste der neuen Umgestaltung der Welt angewehten Gemüthern unseres deutschen Volkes einen lebenvollen, kräftigen und nachhaltenden Anklang.

Selbst ältere, gereiftere Männer sprachen ihre billigende Anerkennung aus. Im ahnungsvollen Tone schrieb der 70jährige Kant noch, ehe Fichte nach Jena gekommen war, an diesen (12. Mai 1793).: „Wie nahe oder wie fern auch mein Lebensziel ausgesteckt sein mag, so werde ich meine Laufbahn nicht unzufrieden endigen, wenn ich mir schmeicheln darf, daß, was meine geringen Bemühungen angefangen haben, von geschickten, zum Weltbesten eifrig hinarbeitenden Männern der Vollendung immer näher gebracht werden dürfte.“ Der Altmeister Göthe in Weimar urtheilte über des Philosophen Wissenschaftslehre (1794) also: „Das Uebersendete enthält Nichts, das ich nicht verstände, oder wenigstens zu verstehen glaubte, nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlösse, und ich sehe darin schon die Hoffnung erfüllt, welche mich die Einleitung fassen ließ. Nach meiner Ueberzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu sein scheint, dem menschlichen Geiste eine unschätzbare Wohlthat erweisen und werden sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Was mich betrifft, werde ich Ihnen den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte.“ Ein Zeitgenosse und Freund*) schildert Fichte's Vortrag also: „Er fließt nicht so stetig und lieblich

*) Forberg: Aus meinen Papieren, 1796.

und sanft dahin, wie der Vortrag Reinhold's, er rauscht daher, wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht, wie Reinhold, aber er erhebt die Seele. In seinen Schriften kommen auch wenig eigentlich schöne Stellen vor, sein Tröstliches hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch spricht er nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht und Schwere."

Fichte strebte als akademischer Lehrer nicht nur auf das Erkennen, sondern auch auf den Willen und die That seiner Zöglinge einzuwirken. Stand ihm doch von jeher über alle Wissenschaft, allen Ruhm, Besitz, Genuß und äußern Glanz der frei erkennende und frei nach der erkannten Wahrheit wollende und handelnde Charakter, den er, wie er ihn selbst in sich trug, auch in seinem Volke, da, wo er zu wirken hatte, zu verwirklichen strebte. Daher seine Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen, daher sein Plan, auch an Sonntagen in Lehrvorträgen auf die thatkräftige Veredlung des Studentengeistes zu wirken, daher sein eifriges Bemühen für die Gründung eines allgemeinen, sich für das große Ganze des Volkes ausbildenden Studentenvereins. Sein Zweck war überall über allen Tadel erhaben, aber die von ihm ergriffenen Mittel zeugten nicht immer von der nöthigen praktischen Klugheit, weil er die Menschen nicht so nahm, wie sie waren, sondern, wie er sich das Bild des Menschen in Gedanken gemacht hatte, von jeher mehr in sich, als nach Außen gekehrt. Zerwürfnisse mit den studentischen Landsmannschaften waren die Folgen, und Göthe sagte damals (1795), als einzelne Studenten aus Mißverstand der gut gemeinten Bemühungen Fichte's für ihre Regeneration ihrem verdienten Lehrer die Fenster einwarfen, sie hätten diesen auf die „unangenehmste Art von der Welt von der Realität des Nichtichs überzeugt." Die Reibungen hatten seinen Rückzug nach dem Dorfe Osmanstädt zur Folge (Sommer 1795). Als er darauf, nach Jena zurückkehrend, im Winterhalbjahre 1795/6 seine Vorlesungen auf's Neue begann, war der Beifall, den sie fanden, wo möglich, noch größer, als dieses früher der Fall war. In gleicher Weise entwickelte er, ohne Nebenrücksichten nur das Wahre und Rechte wollend, eine aus der vollsten Kraft der Seele quellende, schriftstellerische Thätigkeit. Schnell hinter einander folgten „der Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre" (1795), die „Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre" (1796), „Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre" (1797), „System der Sittenlehre" (1798).

Schelling, die beiden Schlegel, Niethammer, Forberg u. A. waren seine Anhänger, Herbart, Hölderlin, J. J. Wagner, Imanuel Berger, Lochmus, Hülsen u. A. seine Schüler, Göthe, Schiller, Jacobi, Reinhold, Schelling, Wilhelm von Humboldt, Paulus, Schaumann, der Kirchengeschichtschreiber Schmidt in Gießen, die beiden Schlegel, Mehmel, Abicht, Schad, Novalis, Tieck, Woltmann standen mit ihm im freundschaftlichen, näheren oder entfernteren Verkehre. Kant's Lehre galt als veraltet. Fichte's Philosophie wurde das Lieblingskind der Zeit. Da gab der viel besprochene Atheismusstreit der Lage der Dinge plötzlich eine andere Wendung.

Der Professor der Philosophie zu Jena, Friedrich Imanuel Niethammer, gab seit 1795 in monatlichen Heften „das philosophische Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrter" heraus. Es wurde das Organ der Fichte'schen Philosophie, und zwei Jahre nach seiner Begründung (1797) nannte sich Fichte als ersten Herausgeber auf dem Titelblatte neben Niethammer; die Zeitschrift hatte hiedurch ein größeres Ansehn in Deutschland erhalten. Ein früherer College Fichte's, Forberg, damals Rector in Saalfeld, übergab jenem zur Aufnahme in das Journal einen Aufsatz: „Entwicklung des Begriffs der Religion." Die Abhandlung erschien mit einer von dem ersten Herausgeber, Fichte, verfaßten Einleitung: „über den Grund unseres Glaubens an die göttliche Weltordnung." In diesen Abhandlungen*) wurden die gewöhnlichen religiösen Ansichten von Gott als einem besondern Wesen, als einer besondern Substanz, der persönliche Begriff Gottes als den Forderungen der Wissenschaft und der sittlichen Natur des Menschen nicht entsprechend verworfen und Gott von Fichte die lebendige sittliche Weltordnung genannt, nach welcher der Sieg des Guten über das Böse erfolgt. Die Behandlung war auch ganz seiner in Lehre und Schrift längst vorgetragenen Philosophie gemäß. Kommt doch das Ich nicht über sich selbst hinaus und bleibt innerhalb der Schranke des Nichtichs das einzige wahrhaft Persönliche, das seine wahre und eigentliche Realität nur in der Vernichtung dieser Schranke, also im Siege über das Nichtich, in dem Gesetze dieses Sieges, in der sittlichen Weltordnung findet. Diese allein kann in diesem System das oberste Princip des Guten oder Gott sein, einen andern erkennt es nicht an. Durch protestantische Gottesgelehrte aufmerksam gemacht, belegte die cursächsische Regierung in Dresden das erste und zweite Heft des Fichte-Niethammer'schen Journales mit Beschlag, verbot bei schwerer Strafe ihren Verkauf, warnte in besonderen nachdrücklichen Erlassen die cursächsischen Hochschulen in Leipzig und Wittenberg vor dieser neuen Lehre, und verlangte in einer Klageschrift von den sächsischen Herzogen als Miterhaltern der Universität Jena Untersuchung und Bestrafung der Verfasser.

Fichte machte sogleich eine Antwort auf das Confiscationsrescript der cursächsischen Regierung bekannt. Diese „Appellation an das deutsche Publikum gegen die Anklage des Atheismus" (1798) beschuldigte in den stärksten Ausdrücken seine Gegner der Genußsucht und des Götzendienstes. „Ihr (seiner Gegner) Endzweck, sagt er darin unter Anderm, ist, wenn sie eine Fortdauer der Seele über den irdischen Tod hinaus sich denken, auch dort Genuß". . . . „Daß nun der Erfolg ihres Ringens nach dem Genusse von etwas Unbekanntem, welches sie Schick-

*) Forberg behielt in viel schrofferer Weise den negativen Charakter auch noch im späteren Lebensalter. Nach einem mir vorliegenden ungedruckten Briefe desselben schreibt er an H. E. G. Paulus (20. Juli 1821): „Die Welt hat seit meinen atheistischen Händeln nichts von mir vernommen und dabei wohl auch nichts verloren" . . . . „Des Glaubens habe ich in keiner Lage des Lebens bedurft und gedenke in meinem entschiedenen Unglauben zu verharren bis an's Ende, was für mich ein totales Ende ist, es wäre denn, der neue Wunderthäter in Bamberg (Hohenlohe) brächte mich noch auf dem Wege des Schauens zum Glauben; denn, wer ein wahres Wunder thut, dem glaube ich, unvermögend, ein solches Gewicht für meine Lehre in die Wagschaale zu legen, Alles, was er will."

sal nennen, abhänge, können sie sich nicht verhehlen. Dieses Schicksal personificiren sie und dies ist ihr Gott. Ihr Gott ist der Geber des Genusses, der Austheiler alles Glückes und Unglückes an die endlichen Wesen, dies ist sein Grundcharakter". . . . „Ein Gott, der der Begier dienen soll, ist ein verächtliches, böses Wesen und ganz eigentlich der Fürst dieser Welt, seine Diener sind die wahren Atheisten. Wenn man diesen ihren Götzen nicht statt des wahren Gottes gelten lassen will, das ist es, was sie Atheismus nennen, das ist es, dem sie Verfolgung geschworen haben."

Schiller schrieb damals an Fichte (26. Januar 1799): „Eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretische Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten." Auch „die gerichtlichen Verantwortungsschriften der Herausgeber des philosophischen Journals" erschienen im Drucke (1799). Man sprach und schrieb für und gegen die Sache. Die aufgeklärte, gegen Fichte wohlwollende Regierung von Sachsen-Weimar wollte sich gegenüber dem Drängen mächtigerer Staaten dadurch aus der Verlegenheit helfen, daß ihm ein Verweis durch den Senat eröffnet werden sollte. Fichte wollte sich nur in einen Privatverweis fügen, für den Fall eines öffentlichen drohte er seine Entlassung zu nehmen. Diese erfolgte nun auch wirklich, und auch hier hatte derselbe, so ehrenhaft und männlich er sich benahm, den Mangel an praktischer Umsicht gezeigt. Ohne Vermögen, ohne Gehalt sah sich nun der Familienvater wieder auf sich allein verwiesen. Die Kraft seiner Seele hatte sich in Jena nach Ueberwindung mannigfachen Bedrängnisses einen sichern und großen Wirkungskreis gegründet. Sie wurde durch die schmerzlichen Erfahrungen nicht gebrochen. Sie ging geläutert und männlich fest aus dem Kampfe hervor. Nach der Pflicht für das große Ganze des Vaterlandes und der Wissenschaft fiel sein erster Blick auf Frau und Kind. Auch ihnen galt es, wenn er von Vielen, die ihn früher suchten, als „verrufener Atheist" gemieden, eine Zufluchtsstätte suchte. Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt schlug ihm den Aufenthalt in seinem kleinen Staate ab. In den ersten Tagen des Juli (1799) ging er nach Berlin, wo er eine, wenn gleich anfangs scheue und zurückhaltende, aber doch durch das edle Beispiel des Königs in keiner Weise beunruhigte oder gehemmte Aufnahme fand. „Meine Furcht für Unsicherheit, schrieb er von da (29. August) an Reinhold, war doch so sehr nicht übertrieben. Man hat mich in Berlin sonderbar genug aufgenommen. Der König war eben abwesend. Seit dessen Zurückkunft habe ich die hinreichendste Versicherung, daß man meinen Aufenthalt hier nicht beunruhigen wird, und dadurch erhalte ich zugleich, was ich besonders beabsichtigte, Sicherheit auch in andern deutschen Ländern. Es darf nur Einer das Beispiel geben im Guten, wie im Bösen; die andern folgen nach." Ungeachtet der fromm verketzernden Miene, mit welcher den so genannten Atheisten viele Gottesgelehrte ansahen, blieben doch die beiden berühmtesten Theologen der Zeit, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und Johann Kaspar Lavater, so ungleich sie sonst in ihren Ansichten waren, in stets freundschaftlicher Beziehung zu dem aus Jena Ver-

triebenen. Paulus, der scharfsinnige und gelehrte Bibelforscher, der unermüdete Kämpfer für Licht und Recht, 40 Jahre lang eine Zierde unserer Hochschule, war nur einige Monate älter, als Fichte. Wir gedenken an diesem Orte auch seines hundertsten Geburtstages (geb. 1. Sept. 1761) und halten in dankbarem, liebendem Andenken sein segenreiches Wirken für Wissenschaft, Staat und Kirche. Er zählte zu Fichte's befreundetsten Collegen in Jena. Auch nach dem Atheismusstreite blieb das freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden ungetrübt. Vier theilweise abgedruckte Briefe*) von Fichte an Paulus aus jener Zeit (1800 u. 1801), beweisen, in welch innigem Verkehre beide standen. Der Zürcher Dichter und Theologe aber schrieb (8—26 August 1800) „eine Denkzeile nach meinem Tode an Professor Fichte:

„Unerreichbarer Denker, dein Dasein beweist mir das Dasein
Eines ewigen Geistes, dem hohe Geister entstrahlen.
Könntest je du zweifeln: Ich stellte Dich selbst vor Dich selbst nur,
Zeigte Dir in Dir selbst den Strahl des ewigen Geistes."

In der Zeit des Jenaer Wirkens erscheint uns Fichte als scharfsinniger Dialektiker, als Begründer eines neuen speculativen Systems, als rücksichtsloser Verfechter der von ihm als wahr und recht erkannten Grundsätze. Wenn auch, theoretisch genommen, die Jahre in Jena philosophische Meisterjahre sind, sind sie vom praktischen Standpunkte zu den Lehrjahren zu rechnen; denn Fichte gewinnt erst durch schmerzliche Erfahrung und vielfache Kämpfe das nöthige Maaß und die heilsame Beruhigung. In Jena war in gewisser Beziehung das Nichtbeachten Anderer ein Grundsatz seines Wirkens. „Ich lasse Andere thun, sagte er, was sie wollen; ich thue, was ich will."

Im Berliner Zeitraume, dem dritten und letzten seines so bedeutenden Wirkens bleibt seine Natur dem Wesen nach dieselbe. Ihn kennzeichnen auch hier dasselbe Gefühl für Wahrheit und Recht, dieselbe Ehrlichkeit und Freiheitsliebe, derselbe großartige, wissenschaftliche Drang, derselbe Vaterlandstrieb und dieselbe ausdauernde Thatkraft. Aber sein Streben ist maaßvoller, sein Urtheil milder geworden. Er findet in der Anwendung seiner Philosophie auf das große Ganze des Volkes ein seinem Thatendrange würdiges Ziel. Die seither mehr theoretisch, in einen engeren Kreis geschlossene Lehre erhält eine praktische und volksthümliche Bedeutung. Was er in der Jenaer Periode wollte und sich wissenschaftlich in dialektischer Weise entwickelte, er hat es in Berlin nicht wieder aufgegeben, er suchte es, indem er ihm eine objective Richtung, eine Stellung im All gab, in einem weitern Anschauungskreise zu

*) Briefe Fichte's an Paulus vom 31. Mai (nicht März), 30. Juli (nicht Oktober), 6. Dezember (nicht November) 1800, 14. Februar 1801, im Auszuge mitgetheilt in meinem Werke: Paulus und seine Zeit, Bd. I. S. 326—328.

läutern und zu verklären, indem er das Göttliche als das eigentliche Leben im All nachwies. Da er mit seinen Anschauungen auf so vielfachen Widerspruch gestoßen war, da dem wahrhaft religiösen Manne so viele Vorwürfe der Gottlosigkeit und des Unrechts gemacht wurden, so prüfte er sich selbst in der ehrlichsten und offensten Weise und gewann so für seine Ichlehre eine mehr für's Leben anwendbare Formel. Sein Ich hört auf ein abstractes zu sein, sein Nichtich, eine bloße Negation, ein Nichts, eine Gedankenschranke des Ichs. Das Ich als das einzig Reale verwandelt sich in der Form der neuen Wissenschaftslehre in das allen Ichen zu Grunde liegende Sein, Leben und Denken. Das Wesenhafte in Jedem ist das Göttliche; es hört auf, das absolute Leben zu sein, indem es einzelnes Ich, zum individuellen Bewußtsein wird, welchem die ungöttliche Schranke des Nichtichs oder der Materie entgegensteht. Das Selbstbewußtsein erweitert sich zum Welt- und Gottesbewußtsein. Die Sprache verliert an dialektischer Schärfe; aber sie gewinnt an Leben, Eindringlichkeit und allgemeiner Verständlichkeit. Er ist, wenn auch in anderer Gestalt, doch dem Wesen nach kein anderer geworden. Es ist, als wenn er in seinen neuen Schriften dem Leser zurufen wollte: „Wie Unrecht habt ihr gehabt, daß Ihr mir Atheismus vorwarft! Ihr verstandet mein Ich nicht!“ Jedes Ich ist jetzt dem letzten Wesen nach Gott. Seine neue Anschauung wurde Objectivirung des Ichs in der Natur, die Zurückführung der letztern auf ihre letzte Grundlage, das Leben in allem Leben, das Denken und Sein in allem Denken und Sein oder Gott.

Die einzelnen Iche innerhalb der Schranken des Nichtichs oder der Materie bildeten die Geister- und Körperwelt. Dadurch, daß die Schranke des Nichtichs hinweggedacht wird, hört das einzelne Ich auf, ein einzelnes zu sein; es wird das, was sein letztes Wesen ist, göttliches Leben im All, während dieses in der Erscheinung an der Schranke oder Fessel des Nichtichs oder Stoffes im einzelnen Ich als einzelnes, bedingtes Leben, als Reflex oder Abspiegelung seiner selbst in endlicher Färbung oder Trübung vorhanden ist. Dabei zeigt sich auch hier, wie früher, das vorurtheilslose Streben nach Menschenveredlung und Menschenbeglückung, der Gedanke an die vernünftige, freie und einheitliche Entwickelung seines deutschen Vaterlandes, an seine dereinst zu erringende Größe und Macht nach Außen und Innen. Vor gemischtem zahlreichem Auditorium zum Theile gereister und hoch gestellter Männer sprach Fichte mit körniger Kraft, mit aufopfernder und unerschütterlicher Wahrheitsliebe, mit deutscher Treue und Hingebung. Hegel hatte darum gewiß Unrecht, so hoch dieser große Denker mit vollem Grunde Fichte's Wissenschaftslehre stellt, über den zweiten Zeitraum seines philosophischen Wirkens in Berlin und Erlangen ein so hartes und unbegründetes Urtheil zu fällen. Er sprach der neuen Wissenschaftslehre „das philosophische Interesse“ ab und nannte sie „eine Philosophie für aufgeklärte Juden und Jüdinnen, Staatsräthe und den Herren von Kotzebue“.*) Viel richtiger ist, was ein gelehrter und scharfsinniger Kenner der Philosophie von ihr urtheilt. Er sagte von den

---

*) Hegels Geschichte der Philosophie, Berlin, 1836, Band III, S. 640.

Schriften des Berliner Zeitraums, daß sie „alle den Stempel von Fichte's scharfem Geiste und seiner hohen männlichen Gesinnung tragen".*)

Viele ausgezeichnete Schriften desselben erschienen auch in diesem Zeitraume, so „über die Bestimmung des Menschen" (1800), die „Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" (1806), „die Anweisung zum seligen Leben" (1806), „die Reden an die deutsche Nation" (1808) u. s. w.

In allen wohnt ein ernster, tiefer, sittlich religiöser, vorurtheilsloser Geist. Sie entstanden, wie seine Lehren, aus dem Wunsche nicht blos zu denken, sondern auch zu handeln. Wie er handelte, sollten auch andere handeln. Wie er ein männlich fester, in sich abgeschlossener Charakter war, frei von jeder Lüge und Halbheit, so sollten auch andere sein. Dieses zu bewerkstelligen, war das Ziel des Lehrers und Schriftstellers, der Aufopferung für das Vaterland, wo er konnte und wo es Noth that, fähig, das Vaterland höher achtend, als sich und jeden einzelnen, das Ewige höher stellend, als das Zeitliche, das Göttliche höher, denn irdische Dinge. Nach und nach verbesserte sich auch seine äußere Lage. Im Jahre 1805 erhielt er die Stelle eines Professors der Philosophie an der damals preußischen Universität Erlangen mit der für ihn wichtigen Erlaubniß, in dem ihm jetzt so lieb gewordenen Berlin in jedem Winterhalbjahre Vorlesungen halten zu dürfen. Aber bald wurde seine Wirksamkeit unterbrochen.

Napoleon, der despotische Gewaltherrscher, hatte die Neutralität Preußens verletzt (1805). Der Kampf Preußens mit Frankreich begann und führte durch die unglückliche Schlacht von Jena (14. Oktober 1806) die tiefste Schmach und Erniedrigung des preußischen Landes herbei. Alle preußischen Provinzen wurden von Franzosen besetzt. Damals, während des Krieges, schrieb Fichte nach einem noch vorhandenen Bruchstücke unter Anderm Folgendes nieder, ehe jene Niederlage für seine Preußen alle Hoffnungen zertrümmert hatte: „Man muß es bekennen und es liegt klar am Tage: die deutsche Nation hat durch eigene Schuld, von deren Theilnahme wenige Individuen sich ganz dürften lossprechen können, das Schicksal sich zugezogen, das ihr auch jetzt die Waffen in die Hand gegeben und leider, was hoffentlich euere Siege abwenden werden, verdient durch Schlaffheit, Feigheit, Unfähigkeit Opfer zu bringen, zu wagen — Gut und Leben an die Ehre zu setzen, lieber dulden und langsam in immer tiefere Schmach sich stürzen lassen, als aufspringen zum entscheidenden Entschlusse, Alles daran zu setzen. Dies ist das Hängen am Staube, das jede Erhebung darüber für Exaltation hält, sogar sie lächerlich findet. Was ist dagegen der Charakter des Kriegers? Opfern muß er sich können. Dazu wird er erzogen. Bei ihm kann die wahre Gesinnung, die rechte Ehrliebe gar nicht ausgehen — die Erhebung zu Etwas, das über das Leben und seine Genüsse hinausliegt. Zu Euch darf die entnervende Sittenlehre, die erbärmliche Sophistik den Zugang nicht

---

*) Schwegler, Gesch. der Philosophie im Umriß, vierte Auflage, 1860, S. 196.

finden" . . . „Ihr habt und werdet jetzt erhalten die Gelegenheit, Euch dieses Eueres Werthes gewiß zu machen. Vor der Schlacht und in Rücksicht des Krieges: nicht zu schwanken und nur den Krieg zu wollen, aber fest und besonnen alle seine Erfolge zu berechnen. In der Schlacht: Im Getümmel festen Sinn in der Brust zu behalten, selber im Tode Sieg, Vaterland, Ewiges zu denken. Diese Gelegenheit hat kein Anderer so, wie Ihr; deshalb seid Ihr beneidenswerth. Aber durch dies Beispiel werdet Ihr wirken auch auf die Andern, Nerv und Kraft auch auf den übrigen Theil der Nation bringen, die todt und erschlafft ist. Nach Euch richtet hoffend der Freund der Menschheit und der Deutschen seinen Blick. An Euch richtet seine Hoffnung sich auf, die niedergeschlagen da lag".

Aber das Schicksal wollte es anders. Die furchtbare Demüthigung Preußens erfolgte, das jetzt einzig und allein von der Gnade der Franzosen abhing. Fichte konnte nur „Schwerter reden", aber die Waffen fehlten in der Hand des durch die Schlaffheit, Gesinnungslosigkeit oder Halbheit seiner Obern und Führer niedergetretenen Volkes. Nach der Schlacht von Jena floh er nach Stargard (Oktober 1806). Da die Franzosen jetzt in der Residenz herrschten, und er sich auch dort nicht sicher fühlte, ging er nach Königsberg, wo er bis Juni 1807 blieb, dann nach Memel und Kopenhagen (Juli), von wo er endlich nach Abschluß des Tilsiterfriedens in seine zweite Heimath zurückkehrte. Hier in Berlin trat er im Winterhalbjahre 1807/8 als Lehrer vor einem zahlreichen gemischten Publikum im Akademiegebäude auf. Die preußische Residenz war mit Franzosen besetzt und hatte einen französischen Gouverneur. Französische Trommeln wirbelten vor dem Akademiegebäude. Fichte hielt seine Reden an die deutsche Nation, die ihm so lange ein ehrendes dankbares Andenken sichern, als es ein deutsches Volk und eine deutsche Zunge gibt. Er wollte in ihnen wahr machen, was er schon während des französisch-preußischen Krieges niedergeschrieben hatte, daß er es „als eine neue Aufgabe seines Lebens ansehen dürfe, lieber zur That zu schreiten, als zum Wort." Mit Meisterzügen des Ernstes und der Wahrheit zeigte er dem deutschen Volke seine tiefe Erniedrigung, die Möglichkeit und Nothwendigkeit seiner Wiedergeburt. Als verzweifelte er an dem gegenwärtigen, mit Schmach bedeckten Geschlechte, verlangte er eine Erziehung des Volkes als das einzige sichere Mittel für seine Freiheit und sein Heil. Er wollte, daß der Deutsche den übrigen Völkern vorangehe im Ringen nach selbständiger, volksthümlicher Entwickelung. Die Jugend war es, auf die er für die Zukunft baute. Nicht auf stehende Heere, nicht auf bezahlte Soldaten, auf das ganze wehrhafte Volk der Zukunft, das sich für die Waffen und den Krieg heranbildet, setzte er sein Vertrauen. Mit Begeisterung spricht er für die leibliche und sittliche Ausbildung und Kräftigung der deutschen Jugend, fordert er die Einrichtung des Turnwesens, die Verbesserung der Hochschulen, die Gründung von Pflanzschulen der Volkslehrer. Das Volk mußte, so meinte er, dazu erzogen werden, dereinst groß, frei und glücklich zu werden.

Treffend sagt einer der vorzüglichsten deutschen Geschichtschreiber unserer Zeit, den unsere Universität mit Stolz den ihrigen nennt, von ihm und seinem damaligen Wirken: „Zur Er-

weckung eines solchen (deutschen Geistes) hat damals von dem literarischen Gebiete aus kein anderer Mann so Großes geleistet, wie Johann Gottlieb Fichte; nicht, weil sein speculatives System tiefer, als die andern, in die Masse der Nation eingedrungen ist, sondern wesentlich durch die Macht seiner Persönlichkeit und das innige Verhältniß, in das er seine philosophische Speculation zu den höchsten Fragen der Nation zu setzen wußte. Sein transcendentaler Idealismus unterschied sich schon in der ersten Phase seiner Entwicklung von der Lehre des Meisters, dem er sich anschloß, durch die entschlossene Sicherheit, womit er den politischen und nationalen Conflicten der Zeit nahe trat und die Speculation mit den großen gemeinnützigen Interessen der Menschheit in nähern Rapport zu bringen bemüht war. Nicht, wie ein Gelehrter oder ein Mann, dem der Erfolg des Katheders genügt, sondern, wie ein begeisterter Prophet und Missionär, kühn, herausfordernd, bisweilen im schroffsten Ausdruck des Selbstgefühls, aber auch in jedem Zuge seines Wesens durchdrungen und gehoben von der Wahrheit, die er bekannte, so ist er vor die Zeit und die Nation hingetreten. Erinnerte sein Aeußeres nach Arndts Zeugniß an Stein, so war er diesem auch innerlich vielfach verwandt, ein gedrungener, muthvoller Charakter, von scharfen Ecken und oft von rücksichtsloser Derbheit, aber auch, wie Stein, gerade, wahrhaftig und ohne Selbstsucht, also eine von jenen seltenen kerndeutschen Naturen, auf die Napoleons Wort an Göthe — „Sie sind ein Mann" im höchsten Sinne seine Anwendung fand."*)

Mit welchem Freimuth und welcher Wahrheit schildert Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation die Zersplitterung des deutschen Volkes! „Es war, sagt er, dem nur den nächsten Augenblick berechnenden Eigennutz des Auslandes nicht gemäß, daß es also bleibe (mit der ursprünglichen Machtstellung Deutschlands). Sie fanden die deutsche Tapferkeit brauchbar, um durch sie ihre Kriege zu führen und die Hände derselben, um mit ihnen ihren Nebenbuhlern die Beute zu entreißen; es mußte ein Mittel gefunden werden, um diesen Zweck zu erreichen, und die ausländische Schlauheit siegte leicht über die deutsche Unbefangenheit und Verdachtlosigkeit. Das Ausland war es, welches zuerst der über Religionsstreitigkeiten entstandenen Entzweiung der Gemüther in Deutschland sich bediente, um diesen Inbegriff des gesammten christlichen Europa im Kleinen aus der innig verwachsenen Einheit eben so in abgesonderte und für sich bestehende Theile künstlich zu zertrennen, wie erst jenes über einen gemeinsamem Raub sich natürlich zertrennt hatte. Das Ausland wußte diese also entstandenen besondern Staaten im Schooße der einen Nation, die keinen Feind hatte, denn das Ausland selbst und keine Angelegenheit, denn die gemeinsame, gegen die Verführungen und Hinterlist dieses sich mit vereinigter Kraft zu setzen, — es wußte diese einander gegenseitig vorzustellen als natürliche Feinde, gegen die jeder immerfort auf der Hut sein müsse, sich selbst dagegen darzustellen als

*) Ludwig Häusser, deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, zweite Auflage, Band III, S. 164.

die natürlichen Verbündeten gegen diese von den eigenen Landsleuten drohende Gefahr, als die Verbündeten, mit denen allein sie selbst ständen oder fielen, und die sie daher gleichfalls in ihren Unternehmungen mit aller ihrer Macht unterstützen müßten. Nur durch dieses künstliche Bindungsmittel wurden alle Zwiste die über irgend einen Gegenstand in der alten oder neuen Welt sich entspinnen mochten, zu eigenen Zwisten der deutschen Stämme unter einander; jeder aus irgend einem Grund entstandene Krieg mußte auf deutschem Boden und mit deutschem Blute ausgefochten werden, jede Verrückung des Gleichgewichts in derjenigen Nation, der der ganze Urquell dieser Verhältnisse fremd war, ausgeglichen werden und die deutschen Staaten, deren abgesondertes Dasein schon gegen alle Natur und Vernunft stritt, mußten, damit sie doch etwas wären, zu Zulagen gemacht werden zu den Hauptgewichten in der Wage des europäischen Gleichgewichts, deren Zuge sie blind und willenlos folgten. So wie man in manchem ausländischen Staate die Bürger bezeichnet dadurch, daß sie von dieser oder einer andern fremden Partei seien und für dieses oder jenes auswärtige Bündniß stimmten, solche aber, die von der vaterländischen Partei seien, nicht namhaft zu machen weiß, so waren die Deutschen schon längst nur für irgend eine fremde Partei, und man traf selten auf einen, der die Partei der Deutschen gehalten und gemeint hätte, daß dieses Land sich mit sich selbst verbinden sollte." *)

Mit der Macht der Ueberzeugung fordert er die Einigung des deutschen Volkes: „Lasset uns einsehen, daß der Gedanke eines künstlich zu erhaltenden Gleichgewichts zwar für das Ausland ein tröstender Traum sein konnte bei der Schuld und dem Uebel, welche dasselbe drückten, daß er aber als ein durchaus ausländisches Erzeugniß niemals in dem Gemüthe eines Deutschen hätte Wurzel fassen und die Deutschen niemals in die Lage hätten kommen sollen, daß er bei ihnen hätte Wurzel fassen können; daß wir wenigstens jetzt in seiner Nichtigkeit ihn durchdringen und daß wir einsehen müssen, daß nicht bei ihm, sondern allein bei der Einigkeit der Deutschen unter sich selber das allgemeine Heil zu finden sei." **)

In einem morgenländischen Gesichte von der Auferstehung des Leibes zeichnet er uns mit Meisterzügen den Glauben an die dereinstige Auferstehung unseres Volkes. „Höre, sagt er, dieses Zeitalter ein Gesicht eines alten Sehers, das auf eine wohl nicht weniger beklagenswerthe Lage berechnet war. So sagt der Seher am Wasser Chebar, der Tröster der Gefangenen, nicht im eigenen, sondern im fremden Lande: Des Herren Hand kam über mich und führte mich hinaus im Geiste des Herren und stellte mich auf ein weit Feld, das voller Gebeine lag, und er führte mich allenthalben herum. Und siehe, des Gebeines lag sehr viel auf dem Felde, und siehe, sie waren sehr verdorret. Und der Herr sprach zu mir:

---

*) J. G. Fichte, Reden an die deutsche Nation, Berlin, 1808, S. 414—417.
**) A. a. O. S. 419.

Du Menschenkind, meinest du wohl, daß diese Gebeine werden wieder lebendig werden? Und ich sprach: Herr, das weißest nur du wohl. Und er sprach zu mir: Weissage von diesen Gebeinen und sprich zu ihnen: Ihr verdorrten Gebeine, höret des Herren Wort! So spricht der Herr von euch verdorrten Gebeinen, ich will euch durch Flechsen und Sehnen wieder verbinden und Fleisch lassen über euch wachsen und euch mit Haut überziehen und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet und ihr sollet erfahren, daß ich der Herr sei. Und ich weissagte wie mir befohlen war, und siehe — da rauschte es, als ich weissagte und regte sich und die Gebeine fügten sich wieder an einander, ein jegliches an seinen Ort, und es wuchsen darauf Adern und Fleisch, und er überzog sie mit Haut; noch aber war kein Odem in ihnen. Und der Herr sprach zu mir: Weissage zum Winde, du Menschenkind, und sprich zum Winde: So spricht der Herr: Wind komm herzu aus den vier Winden und blase an diese Getödteten, daß sie wieder lebendig werden. Und ich weissagete, wie er mir befohlen hatte, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße und ihrer war ein sehr großes Heer. Lasset immer die Bestandtheile unseres höhern geistigen Lebens eben so ausgedorret und eben darum auch die Bande unserer Nationaleinheit eben so zerrissen und in wilder Unordnung durch einander zerstreut herum liegen, wie die Todtengebeine unseres Sehers, lasset unter Stürmen, Regengüssen und sengendem Sonnenschein mehrerer Jahrhunderte dieselben gebleicht und ausgedorrt haben; — der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unseres Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie an einander fügen, daß sie herrlich da stehen in neuem und verklärtem Leben.“*)

Deutscher Charakter, deutscher Geist soll das Ganze durchdringen. So gab unser Fichte auch in der Zeit der französischen Gewaltherrschaft den Glauben an diesen Geist, an diesen Charakter nicht auf. „Wir müssen eben, meint er, zur Stelle werden, was wir ohne dies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren blos leichtsinniger Weise und nur zum Scherze da zu sein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserm übrigen Denken und unserm Handeln zur festen Richtschnur dienen, Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleich bedeutend und die Sache hat in unserer Sprache keinen besondern Namen, weil sie eben ohne all unser Wissen und Besinnung aus unserm Sinn unmittelbar hervorgehen soll. Wir müssen zuvör-

---

*) A. a. O. S. 110—112.

derst über die großen Ereignisse unserer Tage, ihre Beziehung auf uns und das, was wir von ihnen zu erwarten haben, mit eigener Bewegung unserer Gedanken nachdenken und uns eine klare und feste Ansicht von allen diesen Gegenständen und ein entschiedenes und unwandelbares Ja oder Nein über die hierher fallenden Fragen verschaffen; jeder, der den mindesten Anspruch auf Bildung macht, soll das. Das thierische Leben des Menschen läuft in allen Zeitaltern ab nach denselben Gesetzen und hierin ist alle Zeit sich gleich. Verschiedene Zeiten sind da nur für den Verstand und nur derjenige, der sie mit dem Begriffe durchdringt, lebt sie mit und ist da zu dieser seiner Zeit; ein anderes Leben ist nur ein Thier- und Pflanzenleben. Alles, was da geschieht, unvernommen an sich vorüber gehen zu lassen, gegen dessen Andrang wohl gar geflissentlich Auge und Ohr zu verstopfen, sich dieser Gedankenlosigkeit wohl gar noch als großer Weisheit rühmen, mag anständig sein einem Felsen, an den die Meereswellen schlagen, ohne daß er es fühlt, oder einem Baumstamme, den Stürme hin und her wehen, ohne daß er es bemerkt, keineswegs aber einem denkenden Wesen" . . . . „Jene Achtlosigkeit auf das, was unter unsern Augen vorgeht, und die künstliche Ableitung der allenfalls entstandenen Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände wäre das Erwünschteste, was einem Feinde unserer Selbständigkeit begegnen könnte. Ist er sicher, daß wir bei keinem Dinge uns etwas denken, so kann er, wie mit leblosen Werkzeugen, Alles mit uns vornehmen, was er will; die Gedankenlosigkeit aber ist es, die sich an Alles gewöhnt.*)

Er ladet in diesen Reden die ganze deutsche Nation ein, bei sich selbst eine feste Entscheidung zu fassen und innerlich mit sich einig zu werden über folgende Fragen: 1) „ob es wahr sei oder nicht wahr, daß es eine deutsche Nation gebe und daß deren Fortdauer in ihrem eigenthümlichen und selbständigen Wesen dermal in Gefahr sei; 2) ob es der Mühe werth sei, dieselbe zu erhalten; 3) ob es irgend ein sicheres und durchgreifendes Mittel dieser Erhaltung gebe und welches dieses Mittel sei."**) Volksthümliche Gesinnung, vaterländische Denkart und Handlungsweise nach bestimmten Grundsätzen zum Entschlusse stärkender Einigung nach Innen und nach Außen sind das unerläßliche Erforderniß zum Heile des deutschen Vaterlandes.

„Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu sein, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens; er soll klar sehen, ob er Recht habe, oder nur ein Thor und Schwärmer sei, er soll von nun an entweder mit sicherem und freudigem Bewußtsein seinen Weg fortsetzen, oder mit rüstiger Entschlossenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden und sich allein mit dem himmlischen vertrösten." Nicht „diesen und diesen Personen in

*) A. a. O. S. 381—384.
**) A. a. O. S. 384.

unserm täglichen und beschränkten Leben", sondern den Stellvertretern der Nation und durch diese dem ganzen Volke ruft der Philosoph zu: „Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seit dem ihr nicht also zusammen berufen worden seid, wie heute, in solcher Anzahl, in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit; so durchaus als Nation und als Deutsche. Auch wird es euch niemals wieder also geboten werden. Merket ihr jetzo nicht auf und gehet in euch, lasset ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Kitzel der Ohren oder als ein wunderliches Ungethüm an euch vorüber gehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal bessert euch! Geht nur diesesmal nicht von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben, und jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein da sei, und Alles allein thun müsse. Wenn recht viele Einzelne so denken, so wird bald ein großes Ganzes da stehen, das in eine einige eng verbundene Kraft zusammenfließe. Wenn dagegen Jedweder, sich selbst ausschließend, auf die übrigen hofft, und den andern die Sache überläßt, so gibt es keine andern und alle zusammen bleiben, wie sie vorher waren. Fasset ihn auf der Stelle den Entschluß! Saget nicht, laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, das noch bequemer gewesen wäre zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger und wiegt uns nur noch tiefer ein in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußeren Antriebe zur Besinnung niemals stärker und dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren.*)

Wie das Volk, so soll auch seine Philosophie deutsch sein. „Wo selbständiger deutscher Geist sich regte, da genügte das Sinnliche nicht, sondern es entstand die Aufgabe, das freilich nicht auf fremdes Ansehen zu glaubende Uebersinnliche in der Vernunft selbst aufzusuchen und so erst eigentliche Philosophie zu erschaffen, indem man, wie es sein sollte, das freie Denken zur Quelle unabhängiger Wahrheit machte. Dahin strebte Leibniz im Kampfe mit jener ausländischen Philosophie; dies erreichte der eigentliche Stifter der neuen deutschen Philosophie," **)

Was er in diesen herrlichen Reden lehrend, warnend, stärkend, erhebend aussprach, er sollte es noch erleben, ohne daß er damals die neue Auferstehung des deutschen Volksgeistes ahnen konnte.

Man dachte nach der durch die französischen Siege erlittenen Schmälerung und Abschwächung in Preußen nunmehr an die Erneuerung des Unterrichtswesens. Fichte schrieb

*) A. a. O. S. 453—456.
**) A. a. O. S. 195 u. 196.

(1807) seinen „deducirten Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt." Er, Schleiermacher und Andere begannen schon regelmäßige Vorlesungen zu halten. Die neu gegründete Hochschule wurde in Preußens Hauptstadt eröffnet (1811). Fichte war im ersten Jahre Decan der philosophischen Facultät, im zweiten Rector der Anstalt. Auch hier suchte er, wie einst in Jena, einen edlern und bessern deutschen Geist unter den Studenten zu wecken.

Dem Uebermuthe des korsischen Eroberers wurde durch die Niederlage der Franzosen und ihrer Verbündeten in Rußland ein Ziel gesetzt. Preußen fing an seine Stellung in der neuen Lage der Dinge zu begreifen. Der König verlegte seine Residenz nach Breslau (25. Januar 1813): Der Aufruf an die Deutschen zum Schutze des Vaterlandes erfolgte. Noch war nicht vom Kriege, sondern von Kriegsbereitschaft in Preußen die Rede. Fichte entließ seine Zuhörer mit einer begeisterten Rede, darlegend, wie Jeder in dieser Lage gesinnt sein, wie Jeder handeln solle. Er meinte in dieser Rede*): „Um Muth zu zeigen, bedarf es nicht, daß man die Waffen ergreife: den weit höhern Muth, mit Verachtung des Urtheils der Menge treu zu bleiben seiner Ueberzeugung, muthet uns das Leben oft genug an." Wie ein Blitzstrahl, zündete in den empfänglichen Gemüthern der Jünglinge und der alten Vaterlandsfreude Preußens die Nachricht von der Ueberwältigung der übermüthigen Franzosen durch die russische Tapferkeit und die Gunst des Himmels (1812). Preußen erneuerte mit dem siegreichen Rußland den Bund (1. März 1813). Die Kriegserklärung an Frankreich erfolgte (27. März). Fichte hielt im Sommer jenes Jahres (Mai) öffentliche Vorträge über die geschichtliche Entwickelung des Staates aus seinem Princip, dem sittlichen Leben. Zu diesen gehörten auch die damals gehaltenen, später veröffentlichten drei Vorlesungen über den Begriff des wahrhaften Krieges**). Sie hatten den Zweck, über die Bedeutung der Gegenwart zu belehren, den vaterländischen Sinn dem mit Frankreich begonnenen Kampfe zu geben. Nur, wenn Preußen seine Stellung zu Deutschland begriff, wenn es allen deutschen Bruderstämmen in der Einigung zur Macht und Größe des deutschen Volkes, zu seiner gesetzlich freien und vernünftigen Entwickelung, [zur Unterdrückung aller Sonder- und Kasteninteressen im großen Vaterlandskampfe gegen den Uebermuth und das Unrecht des Auslandes voranging, konnte es die ihm durch den Krieg gewordene Aufgabe, die ihm obliegende Pflicht erfüllen. Er entwickelte mit scharfer Kennzeichnung die Bedingungen für die Rechtmäßigkeit eines Krieges und zeigte, daß im vorliegenden Befreiungskampfe des deutschen Volkes, ja ganz Europa's gegen Napoleon und das von ihm geknechtete Frankreich für die Deutschen alle Bedingungen der Rechtmäßigkeit des Krieges erfüllt seien. Er schildert den rechtmäßigen Krieg

---

*) Gedruckt als Anhang zu den Vorträgen über Staatslehre, Berlin, 1820.

**) Johann Gottlieb Fichte, über den Begriff des wahrhaften Krieges, Tübingen, Cotta'sche Buchhandlung, 1815.

also: „Des Volkes Selbständigkeit und Freiheit ist angegriffen, wenn der Gang dieser Entwickelung (der Entwickelung aus sich selbst, aus dem Volke heraus) durch irgend eine Gewalt abgebrochen werden soll, es einverleibt werden soll einem andern, sich entwickelnden Streben zu einem Reiche oder wohl auch zur Vernichtung alles Reichs und alles Rechts. Das Volksleben, eingeimpft einem fremden Leben oder Absterben, ist getödtet, vernichtet und ausgestrichen aus der Reihe. Da ist eigentlicher Krieg nicht der Herrscherfamilien, sondern des Volkes: die allgemeine Freiheit und eines Jeden besondere ist bedroht; ohne sie kann er gar nicht leben wollen, ohne sich für einen Nichtswürdigen zu bekennen. Es ist darum Jedem für die Person und Stellvertretung — denn Jeder soll es ja für sich selbst thun — aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod." *) Hat er die Fälle der Rechtmäßigkeit des Krieges in den beiden ersten Vorlesungen aufgezählt, so wendet er dieselben auf den gegenwärtigen Befreiungskampf gegen Frankreich in der dritten und letzten Vorlesung an. Er betrachtet den neuen Völkerkrieg vom religiös sittlichen Standpunkte. „Ohne Freiheit bleiben wir ohne Gott und in dem Nichts. Wir sind wirklich gar nicht da, sondern nur Embryone, aus denen etwa ein Mensch werden könnte. Die äußern Weltbegebenheiten sind blos der Stoff, an dem wir dieselbe entwickeln sollen und den wir gebrauchen sollen und verbrauchen können, insgesammt, wie er auch sei, zu unserm Heile. Gut ist gewiß jede Erscheinung; denn sie steht unter der Freiheit und ist zur Entwickelung derselben zu gebrauchen, diese aber ist unbedingt gut. Wozu eine Erscheinung aber gut d. i. brauchbar sei, das will uns kein Gott sagen, sondern wir selbst sollen es begreifen, und wir werden es begreifen, wenn wir von seinem Geiste der klaren Sittlichkeit beseelt sind. Wir sollen nicht erwarten, wie Gott nach seinen geheimen Wegen etwas zum Besten wenden werde; dann sind wir unwürdig seiner und nicht Bürger seines Reichs; sondern wir sollen es selbst nach unsern eigenen klaren Begriffen zum Besten wenden. So auch in diesem Falle.". . . . „Ist dieser Mensch, sagt er von Napoleon, eine Ruthe in der Hand Gottes, wie viele meinen, und wie ich in gewissem Sinne zugebe, so ist er's nicht dazu, daß wir ihr den entblößten Rücken hinhalten, um vor Gott ein Opfer zu bringen, sondern, daß wir dieselbe zerbrechen. So ist es für mich gar nicht verborgen und den geheimen Wegen Gottes zu überlassen, sondern klar und offenbar, wozu diese Erscheinung da ist." **)

Er zeigt mit dem Hinblick auf diesen Krieg die Schmählichkeit der Zerrissenheit Deutschlands und die Nothwendigkeit seiner Einigung und Einheit. Er findet „höchstens Stamm- und Spracheinheit, nicht Volks- und Geschichtseinheit." „Diese Trennung, fährt er fort, consolidirte sich durch die Unabhängigkeit der Fürsten: nun mehrere Völker, feindlich gegen einander, Erbfeinde, nur noch zusammen gehalten durch den Reichsver-

---

*) A. a. O. S. 26.
**) A. a. O. S. 38—40.

band, der jetzt ausgesprochen wurde, was er erst schon in der That war, kein Staat, sondern ein Staatenbündniß. Die Deutschen ein Stamm, ähnlich in negativer Geschichte, zurückweisend jegliche Verschmelzung zur Einheit, aber niemals, was auch Gelehrte ihnen aufzudringen suchten, ein Volk. Späterhin sogar durch Confessionen getrennt, in ihrem Begriffe nie Eines; des föderativen Staates Bürger höchstens nur die Fürsten und diese Föderation, wie schwach und in sich selber getheilt! Preußen, Sachsen, nicht Deutsche! Dennoch hat gerade diese Reichsverfassung, haben die Gelehrten, haben die Reisen der Kaufleute und Handwerker im Lande der deutschen Sprache diesen Einheitsbegriff eines deutschen Volkes nicht als einen unmittelter praktischen, sondern blos historischen, als ein allgemeines Postulat noch immer fort erhalten. Dieses Postulat nun von einer Reichseinheit der Deutschen, eines wirklich, organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, sind die Deutschen meines Erachtens berufen und dazu da in dem ewigen Weltplane" *).

Die Einigung der deutschen Stämme zu einem deutschen Volke auf dem Boden gesetzlicher Freiheit ist die Bestimmung, welcher die Deutschen immer mehr entgegen reifen sollen und auch diese Bestimmung des Deutschen ruft, wie Fichte sagt, zum Kriege gegen das auswärtige Despotenthum auf. „Statt dieser hohen Bestimmung könnte Jemand, dem darüber das Licht aufgegangen ist, zugeben, daß das Volk, auf dem sie ruht, ein Anhang, ein durchaus untauglicher Anhang werde jenes erst beschriebenen (französischen) Volkes und dagegen sich nicht setzen aus allen Kräften auf Leben und Tod"?

Mit welch ergreifender Wahrheit schildert er den mächtigen Gegner Buonaparte und mit welcher Begeisterung die Waffe, mit der man ihn bekämpfen müsse.

„Wie der Geier schwebt über den niedern Lüften und umherschaut nach Beute, so schwebt er über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und alle Schwäche, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zu Nutze zu machen. Die Andern wollen auch wohl herrschen, aber sie wollen noch so vieles Andere nebenbei und das erste nur, wenn sie es neben diesem haben können; sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherplatz nicht aufopfern; sie wollen bei Ehre bleiben; sie wollen gar geliebt sein" . . . „Die haben durchaus kein Bild von ihm und gestalten ihn nach ihrem Bilde, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm und seiner Dynastie, wie er sie will, sich etwas Anderes schließen lasse, denn Waffenstillstände. Ehre und Treue! Er hat es freiwillig bei der Einverleibung Hollands ausgesprochen, daß ein Herrscher damit es halte, wie die Zeiten es mit sich bringen: so lange es ihm selbst zuträglich ist — ja — wenn es ihm nachtheilig wird, nicht mehr. Daher kommt auch in allen neuern Staatsschriften desselben das Wort: Recht gar nicht mehr vor, und fällt nach ihm heraus aus der Sprache, sondern es ist allenthalben nur die Rede vom Wohle der Nation, vom Ruhme der Armeen, den Trophäen, die er in allen Landen erfoch-

*) A. a. O. S. 50 u. 51.

ten." *) Ein „frisches Herz und keinen Frieden" war sein Wahlspruch dem Gewaltherrscher der Franken gegenüber.

Inzwischen wurde das Dreibündniß zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen geschlossen (9. Sept. 1813), die Allianz zwischen Oesterreich und Bayern erfolgte (8. Oktob.) Die Völkerschlacht von Leipzig überwältigte alle Kriegskunst des Eroberers (16—19. Oktob.) Alle Vaterlandsfreunde athmeten frei auf, und priesen den Tag des Heils. Die Zwingherrschaft der Franken war in der innersten Wurzel erschüttert. Mit welcher Begeisterung vernahm der deutsche Mann die Siege von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig! Wie kämpfte er in Gedanken mit den Jünglingen, die seine feurigen Reden zum Kampfe für das lange unterdrückte Vaterland entflammten. Als Prediger, wie er wünschte, das streitende Heer zu begleiten, war ihm nicht vergönnt. Im Frühlinge 1808 von einer schweren Krankheit befallen und erst wieder nach Monate langem Leiden kaum genesen, erhielt er niemals mehr die alte frische Körperkraft. Freilich hinderte dieses seinen immer jugendlich starken Geist nicht, so viel er konnte, auch in der That für die gute Sache des deutschen Volkes zu wirken. In allen Vereinen für das deutsche Vaterland, für Pflege und Unterstützung der Armen, Kranken, Verwundeten, für Wehrhaftmachung und Ausbildung und Erziehung des Volkes war er unermüdet thätig, bei jedem vaterländischen und gemeinnützigen Unternehmen betheiligte er sich, kein Opfer scheuend, zu jedem bereit. Denn damals gab es, wie sonst in vaterländischen Kriegen, auch für diejenigen, welche nicht in der Reihe der Kämpfenden standen, Gelegenheit genug, werkthätig die Kraft dem Vaterlande zu weihen. Gelehrt und Ungelehrt, Alt und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering wetteiferte, sein Scherflein auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen. Es galt der Wiederherstellung der deutschen Ehre, der deutschen Einheit und Freiheit. Ueberall sah man Fichte, wo und wie er konnte, für diese Zwecke thätig. In jenen Zeiten waren die Militärspitäler Berlins mit Verwundeten und Kranken, besonders Nervenfieberkranken überfüllt. Die Bewohner wurden zu Beiträgen, die Frauen zur Pflege der Kranken aufgefordert. Der erste eine folgte Fichte's Gattin diesem Rufe. Von einem heftigen Nervenfieber ergriffen (13. Januar 1814) theilte sie den ansteckenden Giftstoff ihrem Gatten mit. Sie genas von der schweren Krankheit; aber Fichte unterlag dem Uebel eilf Tage nach dem Ausbruche des Fiebers (27. Januar) im 52. Jahre seines Lebens. Noch vernahm er in einem lichten Zwischenraume seiner krankhaften Phantasien den Rheinübergang Blüchers und das rasche Vordringen der Verbündeten in Frankreich. Kurz vor seinem Tode sagte er dem Sohne, der ihm eine Arznei reichen wollte: „Laß das! Ich bedarf keiner Arznei mehr, ich fühle, daß ich genesen bin." War es vielleicht die kurz vorher vernommene Nachricht von den Siegen des deutschen Volkes, die sein Antlitz mit Klarheit erstrahlen ließ, als er diese Worte sprach? Erst fünf Jahre nachher folgte ihm die treue, liebende Gattin (29. Jan.

*) A. a. O. S. 59 und 60.

1819). Sein einziges Kind, sein Sohn Immanuel Hermann, jetzt ein hoch geachteter akademischer Lehrer und Schriftsteller der Wissenschaft, die einst sein Vater mit so großem Erfolge bearbeitete, hat dem Verblichenen ein seiner würdiges, unvergängliches Denkmal gesetzt, das wir an mehreren Orten dieser Darstellung als Quelle zu Grunde legten.*)

So ist er denn dahin geschieden seit beinahe einem halben Jahrhundert aus der Mitte seines Volkes, das ihm heute eine dankbare Erinnerung weihet, der scharfe und tiefe Erforscher der letzten Gründe alles Denkens und Lebens, der unermüdete und überzeugungstreue Vorkämpfer für das gute Recht des deutschen Volkes, der unerschrockene und beharrliche Freund der gesetzlichen, vernünftigen Freiheit in Staat und Kirche, Wissenschaft und Religion, der Lehrer und Erzieher der deutschen Jugend zu wissenschaftlichem, sittlichem und mannhaft vaterländischem Sinne, der männlich feste, in sich abgeschlossene Charakter, der kein höheres Ziel kannte, als Menschenbildung und Menschenveredlung, der das, was er in Andern wollte, in Andern erstrebte, mit der ganzen Reinheit einer von Eigennutz und Vorurtheil unbefleckten Seele in sich selber trug, den Deutschen mit andern großen Männern ein Vorbild in Schrift, Wort und That.

Die Asche des Edeln ruht neben den irdischen Ueberresten der Gattin und der einst so großen geistesverwandten Denker Solger und Hegel. Ein Schatten ist für uns das Dasein geworden, das einst so reiche Blüthen und Früchte trug. Doch seine Früchte sind geblieben, denn aus ihrem belebenden Keime hat sich ein neuer frisch grünender Lebensbaum erhoben, der reifere und bessere Früchte den kommenden Geschlechtern verheißt.

Viele Jahre, von dem Sonnenglanz der Hoffnung erleuchtet, von den düstern Nebeln der Trauer umhüllt, sind seit dem Tode des Trefflichen verflossen.

Die nächste Hoffnung, mit der er im Herzen den letzten Athem aushauchte, wurde nach seinem Tode erfüllt. Die verbündeten Völker, das deutsche, von ihm einst so heiß geliebte Volk an Tapferkeit und Hingabe für die gute Sache allen andern voran, hielten ihren siegreichen Einzug in Paris, von wo aus einst durch den Wink eines Einzigen der Welt Gesetze gegeben wurden. Der Korse wurde nach seiner Rückkehr von Elba zum zweitenmale überwältigt. Die Siegespalme erfocht auch jetzt wieder der einst von Fichte's Reden so mächtig ergriffene, tapfere Volksstamm der Preußen. Der auswärtige Feind war bezwungen. Die Fürsten kamen zusammen und verhandelten über das, was das deutsche Volk mit seinem Blute erkauft hatte. Verheißungen gesetzlich freier, volksthümlicher Einrichtung wurden den deutschen Volksstämmen gegeben und nicht erfüllt. An die Stelle des dahin gegangenen deutschen Reiches, das einst, wenn auch zuletzt nur mit lockerm Bande, die deutschen Staaten vereinigte, trat der deutsche Fürstenbund. Die Interessen der Regierungen und Völker schieden sich. Tage des Rückschrittes

---

*) J. G. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel von J. H. Fichte, Sulzbach, Seidel'sche Buchhandlung, zwei Bände, 1830, jetzt aufs Neue in vermehrter Ausgabe erschienen.

kamen. Beharrlich mahnten die Edleren, vielfach verfolgt, an das dem deutschen Volk verheißene, von ihm einst mit treuer Aufopferung erfochtene, vaterländische Recht. Die kleineren deutschen Staaten hörten zuerst auf diese Stimme. Unter vielen Mühen und Kämpfen wurde das constitutionelle Leben geboren, bald durch den bessern Geist einzelner Regierungen gefördert, bald durch Gewalt oder List anderer gehemmt.

Nach einem abermaligen längern Zeitraume des Stillstandes nimmt der Geist unseres Volkes einen neuen Aufschwung, geweckt durch die drohende Machtstellung des Auslandes, den Fortschritt der allgemeinen Bildung, unserer konstitutionellen Verfassung und Gesetzgebung, durch die Wirksamkeit edler, wahrhaft vaterländisch gesinnter Fürsten, Regierungen und Landstände, durch die allseitig erneute Liebe unserer Mitbürger zu deutschem Rechte, deutscher Verfassung, deutscher gesetzlicher Einheit. Wer erkennt ihn nicht jenen alten guten Geist, der einst unsere Jünglinge und Männer in den Befreiungskriegen beseelte, unsere Frauen und Jungfrauen zu Helden machte, und aus dem Munde eines Fichte zu unserm Volke sprach? Wer erkennt diesen vaterländischen Geist nicht, ihn, der überall, wo die deutsche Zunge herrscht, wie ein Phönix aus der Asche einer vergangenen Zeit auferstanden ist, in der werkthätigen und beharrlichen Theilnahme an dem verfassungsmäßigen Rechte unserer deutschen Brüder in Kurhessen und Schleswig-Holstein, in dem überall sich kundgebenden Streben aller Edeln nach Deutschlands Einheit, Macht und Größe auf der Grundlage gesetzlicher, die Rechte der Fürsten und des Volkes wahrender Verfassung, in dem staatlichen, religiös-kirchlichen, wissenschaftlichen Fortschritte unserer Zeit? Erleuchtete Fürsten, Regierungen und Landstände gehen in der Liebe zum gemeinsamen großen Vaterlande dem Volke voran. Der vaterländische, das große Ganze umfassende Sinn hat in unserm schönen Baden eine feste unerschütterliche Wurzel geschlagen unter der edeln Regierung eines hochherzigen Fürsten, unseres allerdurchlauchtigsten Großherzogs Friedrich, höchstwelcher in dem Bewußtsein treuester Pflichterfüllung und in der unbegrenzten Liebe, Ergebenheit und Verehrung seines Volkes den schönsten Lohn eines unablässig dem Wohle unseres großen und engern Vaterlandes zugewendeten Wirkens findet.

Der Geist eines einträchtigen Handelns für gesetzliche und verfassungsmäßige Einigung unseres Vaterlandes hat die Gemüther aller besser Denkenden ergriffen. Die deutsche Fahne wehet inmitten der Fahnen unserer deutschen Fürsten und verbrüderten Volksstämme, ein äußeres Zeichen der Volkseinheit auf deutscher Erde.

Du solltest es nicht mehr schauen, das bedeutungsvolle Sinnbild einer Glück verheißenden Zukunft, edler unermüdeter Streiter für das Recht deines Vaterlandes! In der Blüthe deiner Manneskraft dahin gerissen, starbst du im festen Glauben an dein Volk!

Als du mit der Kraft des zweischneidigen Schwertes deine donnernde Stimme erhobst und unter dem harten Drucke des Auslandes mit einem Freimuth, dessen nur eine große Seele fähig ist, zu deinem Volke sprachst, begannst du die letzte deiner Reden mit den Worten:

„Die Reden, welche ich hiedurch beschließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächst

an Sie gerichtet, aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht Alles, was, so weit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre, dieselben zu verstehen, um sich herum versammelt in dem Raum, in dem Sie Sichtbarlich athmen. Wäre es mir gelungen in irgend eine Brust, die hier unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammeln und an die ihrigen knüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg bis an dessen fernste Gränzen aus diesem Mittelpunkte heraus eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde." *)

Es ist in Erfüllung gegangen, das mächtige Wort deiner Rede! Du bist nicht allein und einsam geblieben, über den ganzen gemeinsamen Boden Deutschlands hinweg sind deine unsterblichen Reden an das deutsche Volk gedrungen und haben ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse um sich gesammelt und an sich geknüpft, bis an die fernsten Gränzen unseres Vaterlandes sind sie vom Mittelpunkte Deines Wirkens aus gedrungen und haben eine feste fortfließende und zusammenhängende Flamme deutscher Gesinnung, deutscher Vaterlandsliebe, deutscher Kraft und Einigkeit um sich verbreitet und entzündet.

So lebest du fort für alle Zeiten in deinem Volke und das Andenken deiner hundertjährigen Geburt feiert mit freudiger Begeisterung ein Jeder, der ein Herz hat für sein Vaterland!

---

*) Reden an die deutsche Nation S. 452 und 453.









